Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird ~~vorausbez~~[redacted] mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Lieben und Leben.

Dritter Band.

Lieben und Leben.

Neue Erzählungen

von

Max Ring.

Dritter Band.

Berlin, 1869.
Verlag von Otto Janke.

Druck der Hotop'schen Buchdruckerei in Cassel.

Der Sieg der Liebe.

(Fortsetzung.)

IV.

Mit diesem kühnen Schritte hatte Aben-Humeya, wie Don Fernando von nun an genannt wurde, für immer mit seiner Vergangenheit gebrochen. Die Nachricht von seiner Krönung erfüllte die Mauren mit Freude, die Spanier mit Furcht und Staunen, da sie auf einen so energischen Widerstand keineswegs gefaßt waren und den Aufstand in kurzer Zeit zu besiegen hofften. Von diesem Augenblick an erkannten sie erst die Größe der ihnen drohenden Gefahr, indem sie einen blutigen Kampf, einen verzweifelten Widerstand nach einem solchen Vorgange erwarten mußten. Der Aufruhr hatte jetzt erst einen Mittelpunkt erhalten, einen Führer, dessen Kühnheit und geistige Ueberlegenheit ihnen nicht unbekannt war. Gleich die ersten Anordnungen, welche der junge König traf, verriethen, daß sie es mit einem ebenso kühnen, als einsichtsvollen Gegner zu thnn hatten, obgleich sie ihn mit verächtlichem Spott nur den Reyenzuelo, den kleinen König der Alpujarras

nannten. Bald verlegte er seine Residenz in den Mittelpunkt seines Gebiets, wo der Aufruhr mit jedem Tage neue und bedeutende Fortschritte machte. Seit seiner Krönung war sein früheres Schwanken wie mit einem Schlage verschwunden, und er gehörte von nun an mit ganzem Herzen und mit voller Seele seinem Volke. Ohne Zögern eilte er von Ort zu Ort und forderte die Einwohner auf, zu ihrem alten Glauben zurückzukehren und das verhaßte spanische Joch abzuwerfen. Wo er erschien, wurde er mit Jubel begrüßt, der Zauber seiner Persönlichkeit riß die Massen mit sich fort und begeisterte sie zu den größten Opfern. In kurzer Zeit war ihm bereits gelungen, ein bedeutendes Heer in den Alpujarras um sich zu sammeln, zu dessen Befehlshaber er seinen tapferen Oheim ernannte. Zugleich theilte er das von ihm besetzte Land in Districte ein, wo die von ihm bestellten Beamten die Ordnung streng aufrecht erhielten, die Steuern regelmäßig eintrieben und so die zum Kriege nöthigen Mittel sicherten. Er selbst entwarf einen Feldzugsplan, welcher der Beschaffenheit des Terrains und der ihm zu Gebote stehenden Truppen, welche sich mit der Taktik und geregelten Tapferkeit der Spanier keineswegs messen konnten, vollkommen entsprach. Der zerrissene und ab=

schüssige Gebirgsboden, durchschnitten von tiefen Schluchten und gefährlichen Pässen, bot die ausgezeichnetste Gelegenheit, selbst mit einem kleinen und ungeübten Heere einem überlegenen Feind zu widerstehn, und diesen unrettbar in den Abgründen und Verstecken zu überfallen und aufzureiben.

Während so der neue König sich zu einem weit ernsteren Kampfe rüstete, als die Spanier in ihrer übermüthigen Sorglosigkeit anfänglich glaubten und erwarteten, durchzog der wilde Färber Aben-Farax die fruchtbare Vega, die daselbst zwischen den Mauren wohnenden Christen mit Feuer und Schwert rücksichtslos verfolgend. In seiner fanatischen Grausamkeit schonte er weder Weib noch Mann, kein Geschlecht, kein Alter schützte vor der Rache des Wüthenden und seiner mordgewohnten Schaaren. Mit ihm verbanden sich seine Landsleute, indem Jeder von ihnen ein Unrecht zu strafen, eine Bedrückung an seinen Peinigern zu vergelten hatte. Endlich hatte die Stunde geschlagen, wo die Morisko's die geheuchelte Larve der Unterwürfigkeit abwerfen und Rechenschaft für all die langjährigen Beleidigungen fordern durften. Sie thaten dies mit einer Wuth und Grausamkeit, wie sie nur ein lang unterdrückter und durch religiösen Fanatismus

gesteigerter Haß hervorzurufen pflegt. Es gab keinen so schrecklichen Tod, keine so ausgesuchte Folter, welche nicht von den Aufständischen zur Anwendung gebracht und an ihren Opfern verübt wurde. Der rasende Färber weidete sich an dem Todesröcheln seiner Feinde und fühlte eben so wenig Mitleid in seiner entmenschten Brust, wie die Inquisition mit den abtrünnigen Mauren. Vorzugsweise wüthete er gegen die spanische Geistlichkeit, die allerdings durch ihre Verfolgungssucht Andersgläubiger eine schwere Schuld auf sich geladen hatte. Aben-Farax zerstörte die Kirchen, zündete die Klöster an und tödtete die Priester, Mönche und Nonnen, wo er ihrer habhaft wurde.

Eine große Anzahl der überraschten Spanier hatte sich in die benachbarte Stadt Filix geworfen, welche von dem wilden Färber belagert und mit Sturm genommen wurde. Frauen und Männer waren, von einem dunklen Instinkt getrieben, nach der Kirche geeilt und erwarteten in dem Heiligthume ihre Mörder. Am Altare stand der ehrwürdige Priester, angethan mit den heiligen Gewändern; zum letzten Male stimmte er die Messe an, reichte er seiner zitternden Heerde im Angesicht des Todes das Abendmahl. Auf dem Boden kniete die andächtige Menge im brünstigen Gebet, die

Hände zum Himmel erhoben, von dem sie Schutz und Hülfe flehten. Immer näher rückte die Gefahr, immer lauter klang das Geheul der blutigen Meute, welche die brausenden Klänge der Orgel übertönte. An den verschlossenen Thoren des Heiligthums klopften die Mörder und verlangten Einlaß.

„Herr, Herr, erbarme Dich unser!" flehte der fromme Pastor, betete die erschrockene Gemeinde.

Dazu schallten die dumpfen Schläge der Axt an der ächzenden Pforte, dröhnten die schweren Stöße des Hebebaums, womit die stürmenden Mauren den Eingang zu erzwingen suchten.

Mit ausgebreiteten Armen segnete der Priester die fromme Schaar zum letzten Mal; sein würdiges Antlitz leuchtete wie verklärt, die Glorie des Märtyrers schwebte um das silberweiße Haupt, ein überirdischer Muth röthete seine bleichen, eingefallenen Wangen.

Es war ein großer, erhabener Augenblick, in dem sich die dem Tode trotzende Macht des Christenthums in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbarte. Tiefe Stille herrschte in der Kirche, das Beispiel des gottergebenen Geistlichen begeisterte die Gemeinde. Männer und Frauen sahen mit stiller Ergebenheit ihrer letzten Stunde entgegen; sie schaarten sich um den treuen

Hirten, der das goldene Kreuz vom Altar nahm und mit beiden Händen hoch erhob. Zu seinen Füßen kniete eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit, gleich dem Engel des Trostes, der die Seelen der Märtyrer zum Himmel geleitet. Ein weißer Schleier verhüllte die schlanke, rührende Gestalt, ein grüner Kranz ruhte auf der reinen Stirn. Schmerzliche Entsagung sprach aus ihren edlen Zügen, der Sieg eines hohen, glaubenstarken Geistes über die Anfechtungen der Welt und ein Herz voll Leidenschaft und Liebe.

In dem Priester und der Jungfrau feierte die Religion ihre höchste Verklärung; Beide mahnten an jene ersten Christen, welche durch die Macht ihres Glaubens dem Tode trotzten und ein herrliches Zeugniß ablegten für die Reinheit und Heiligkeit des Evangeliums und seiner Lehren. Die holde Jugend und das würdige Alter, das Mädchen am Morgen, der Greis am Abend seines Lebens, die blühende Rose und der verdorrte Stamm, das schwache Weib und der gebrechliche Priester blickten auf das Kreuz mit dem Bilde des Erlösers voll heiliger Zuversicht und bebten nicht vor den Schrecken des Grabes, vor der Wuth der Feinde. Ihre Gedanken waren bei Gott, und ihre Seelen schwebten zum Himmel empor, alle Furcht und alles Bangen von sich abstreifend,

wie der Gefangene seine schweren Fesseln. Wie sie, dachte und empfand die Mehrzahl der Gemeinde.

Dichter und dichter fiel draußen Schlag auf Schlag, Stoß auf Stoß, daß die eichenen Balken splitterten und das Thor in seinen Angeln wankte. — Fester umschlangen sich die nächsten Angehörigen, der Mann die Gattin, die weinenden Mütter ihre Kinder, um einen ewigen Abschied zu nehmen. Noch einmal umarmten sich Freunde und Verwandte, selbst alte Feinde reichten sich in dieser Stunde versöhnt die Hände und flehten gegenseitig um Vergebung. Nur die Jungfrau schien hier fremd, Niemand kannte sie als der alte Priester, der voll Mitleid und heiliger Liebe zu der armen Leonor niederblickte.

„Muth, meine Tochter!" flüsterte er. „Ueber uns wacht der Himmel und seine Heiligen."

„Ich fürchte nicht den Tod," antwortete sie mit fester Stimme, „nur die Schande. Ehe ich sie dulde, lieber tödte ich mich selbst mit diesem Dolch."

„Und ich absolvire Dich Kraft meines heiligen Amtes von dieser Sünde. Gott wird Dir und uns Allen ein gnädiger Richter sein."

Während dieses kurzen Zwischengespräches stürzte die Kirchenthüre unter den wiederholten Axthieben der

stürmenden Mauren krachend zusammen. Wie eine brausende Wasserfluth, welche alle Dämme fortgerissen, wälzte sich die Mörderbande durch das Schiff des Heiligthums zu dem Altar hin, um den sich das wehrlose Häuflein der Christen geschaart hatte. Mit lauter Stimme intonirte der ehrwürdige Priester einen Psalm, in den die Gemeinde einfiel, im Sterben noch das Lob des Erlösers singend. Der unerwartete Empfang erfüllte selbst die rohen Henker mit staunender Bewunderung; wie von einem übernatürlichen Zauber ergriffen, blieben sie mit erhobenen Waffen vor den Stufen des Altars gefesselt stehn.

Nur einen kurzen Augenblick dauerte diese unwillkürliche Regung menschlichen Gefühls.

„Nieder mit den Hunden!" brüllte der Anführer, welcher kein Anderer, als der wilde Färber war.

Zugleich schwang er seine blutige Axt, die auf das Haupt des Nächststehenden niederschmetterte, daß der Altar mit dem Blute des Opfers bespritzt und verunreinigt wurde. Bei diesem Anblick stieß die mordgewohnte Schaar ein lautes Geheul aus und stürzte auf die zurückweichenden Spanier. Wie ein Tiger sprang der grimmige Aben-Farax auf den Priester los, den Leonor schützend mit ihren Armen umschlungen hielt,

ihn, wie mit einem Schilde, mit ihrem reizenden Körper bedeckend. Ihre Schönheit, der himmlische Ausdruck ihrer Züge, die schlanke, edle Gestalt waren dem Färber nicht entgangen. Sinnliche Gier funkelte aus den dunklen Augen, mit denen er sie verzehrend anstarrte.

„Nein, mein Täubchen!“ rief er ihr mit rohem Lachen zu. „Du sollst nicht sterben. Ich habe Dich zu etwas Besserem bestimmt. Was geht der alte Pfaff Dich an?“

Schon streckte er seinen mit Blut befleckten Arm nach der bleichen Jungfrau aus, um sie von dem Priester, den sie noch immer fest umschlungen hielt, loszureißen.

„Rühre mich nicht an!“ drohte sie entschlossen, indem sie den verborgenen Dolch aus ihrem Busen zog.

Mit einem raschen Griff hatte jedoch der Färber die Waffe ihren schwachen Händen entwunden und sie widerstandslos in seine Arme geschlossen, in der Absicht, sie als seine Beute davonzutragen.

„Jetzt bist Du mein,“ höhnte er in wilder Lust. „Ich wette darauf, daß Du statt Dolchstiche bald Küsse mit mir tauschen wirst, mein holdes Liebchen.“

Vergebens wand sich die schwache Leonor in den Armen des riesigen Mannes, der sie, wie ein Geier das

zitternde Lamm, mit sich fortzerrte, während er einem seiner Untergebenen den Befehl ertheilte, den hülflosen Geistlichen festzuhalten.

„Wir wollen uns den Pfaffen aufsparen," setzte er hinzu, „und ihn langsam sterben lassen. Auch wir verstehn uns auf die Folter und den Scheiterhaufen. Wir sind nicht umsonst in die Schule der Inquisition gegangen und hoffen, unsere Lehrer noch zu übertreffen. Du bürgst mir mit Deinem Leben, daß kein Haar auf seinem Haupte gekrümmt wird, bis ich wiederkehre."

Stumm verbeugte sich der Maure zum Zeichen des Gehorsams, während der wilde Aben-Farax unter dem Gelächter seiner entmenschten Schaar die widerstrebende Jungfrau mit sich fortzog.

„Sträube Dich nicht!" schrie der Wilde. „Ich werde Dich zu zähmen wissen."

Seinen gierigen Mund auf ihre keuschen Lippen drückend erstickte er ihren nutzlosen Ruf um Hülfe.

„Tödte mich!" flehte sie, „und ich will Deine Hand noch segnen."

„Daß ich ein Narr wäre. Du bist der schönste Schatz und ich will Dich in meinem Harem wie den kostbarsten Edelstein bewahren."

„Mein Vater ist reich und wird gern bereit sein, Dir ein hohes Lösegeld zu geben.“

„Du bist mir nicht feil für alles Geld der Welt. Du sollst meine Sultanin werden und in meinen Armen ruhen. Noch heute feiern wir unsere Hochzeit.“

Erbarmungslos weidete sich der grausame Färber an der Verzweiflung seines Opfers, dessen rührende Klagen und Thränen seine Lust nur noch zu steigern, seine Begierde zu erhöhen schienen. Nur noch fester drückte er sie an seine wilde Brust, indem er ihren weißen Hals und Nacken mit seinen Ekel erregenden Küssen bedeckte. Voll trunkener Selbstvergessenheit schwelgte er im Voraus in den Bildern seiner ausschweifenden Phantasie, Alles rings um sich vergessend. Selbst seine Grausamkeit mußte vor dem zu erwartenden Genusse weichen, seine Blutgier, wenn auch nur für kurze Zeit, verschwinden. Vergebens strengte die Arme ihre letzte Kraft an, um sich seinen verabscheuten Liebkosungen zu entwinden; sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, ihre Sinne schwanden und ihre entsetzten Augen schlossen sich schaudernd vor dem Anblick des grauenvollen Verfolgers. Bleich und widerstandslos lag sie in den Armen des verhaßten Mannes, seiner Gewalt Preis gegeben.

Mit frecher Hand hatte er den Schleier von ihrem Gesicht gerissen, seine Blicke verzehrten ihre unverhüllten Reize und entflammten immer mehr und mehr sein gieriges Herz. Er sah und hörte nicht, wie sich die Kirche plötzlich mit Bewaffneten füllte, an deren Spitze der neue König der Mauren stand.

„Leonor!“ rief dieser, erst jetzt die ohnmächtige Geliebte in den Armen des Färbers bemerkend.

Bei dem Klange seiner wohlbekannten Stimme schlug sie die Augen auf; aber sie glaubte noch zu träumen, als sie den Jüngling in herrlicher Rüstung, mit dem blanken Schwert in der Hand, erblickte.

„Der heilige Georg,“ flüsterte sie, „hat mich erhört und ist vom Himmel herniedergestiegen, um mich zu befreien.“

„Kennst Du mich nicht mehr?“ fragte der junge Fürst.

„Fernando, mein Geliebter!“

„Nicht mehr Fernando, sondern Aben-Humeya, der Beherrscher der Gläubigen.“

Leonor starrte ihn an, als ob sie ein Gespenst erblickte, dann schloß sie ihre Augen wieder. Auf einen Wink des Königs war Aben-Farax mit dem übrigen Gefolge zurückgetreten. Gleich einem grimmigen Wolfe,

dem man seine Beute entrissen, gehorchte murrend der wilde Färber dem unwillkommenen Befehle seines Herrn.

„Leonor," begann nach einer Pause der König, „ich beschwöre Dich bei unserer früheren Liebe, öffne Deine Augen und brich dies räthselhafte Schweigen!"

„Was soll, was kann ich Dir noch sagen?" fragte sie mit schmerzbewegten Zügen, erweckt von seiner Stimme.

„Daß Du mich liebst, wie ich Dich nicht vergessen habe."

„Besser wäre es, wir hätten uns nie gesehn, nie gekannt. Meine Liebe ist ein Verbrechen, und nie werde ich dem Abtrünnigen, dem Bekenner eines andern Glaubens angehören."

„Bedenke, daß ich Dir eine Krone anzubieten habe. Ich bin nicht mehr der arme Don Fernando, auf den noch jüngst Deine Landsleute mit Verachtung niederblickten. Ich bin der König der Mauren, und Philipp selbst zittert auf seinem Throne vor mir."

„Und wärest Du Herr der Welt und legtest Du mir alle Kronen der Erde zu meinen Füßen, ich dürfte Dir nicht folgen und meinem heiligen Glauben untreu werden."

„Was kommt es auf den Glauben an, wenn wir nur glücklich werden? Ich kenne keine andere Religion, als die der Liebe und der Hingebung.“

„Du kannst nicht an meiner Liebe zweifeln, der ich die größten Opfer gebracht habe. Für Dich duldete ich den Zorn des Vaters, die Vorwürfe und Beschuldigungen meiner grausamen Anverwandten. Sie rissen mich aus den Armen meiner Tante, bei der ich im Kloster ein sicheres Asyl suchte. Ich aber trotzte ihren Drohungen, und als mich mein Vater zwingen wollte, dem mir verhaßten Verlobten die Hand zu reichen, entfloh ich in die Vega zu dem Lehrer meiner Jugend, jenem ehrwürdigen Geistlichen, den Deine Landsleute am Altare ermorden wollten.“

„Er steht in meinem Schutz, und kein Haar soll auf seinem Haupte gekrümmt werden.“

„Ich danke Dir für diesen Beweis Deiner Liebe. Der fromme Priester bestärkte mich in meinem Entschlusse, den Schleier zu nehmen und eine Braut des Herrn zu werden.“

„Das wolltest Du thun Leonor!“

„Blieb mir denn eine andere Wahl? — Nur die Mauern des Klosters konnten mich vor dem Drängen meiner Verwandten, vor einer verabscheuten Verbindung

mit dem jungen Diego schützen. Ich schwankte keinen Augenblick, den Dir zugeschworenen Eid zu halten und meine Treue Dir zu bewahren. Schon war der Tag gekommen, an dem ich mein feierliches Gelübde ablegen wollte, als der wilde Aben-Farax die Stadt überfiel und mich aus den Armen meines frommen Lehrers riß."

„Er soll für seinen Frevel schwer büßen. Der Himmel sei gelobt, daß ich nicht zu spät gekommen. Er hat mich zur rechten Zeit hierher gesendet, um Dich zu befreien. In den Armen der Liebe sollst Du die ausgestandene Qual vergessen. Reichlich will ich Dir vergelten, was Du um meinetwillen gelitten hast."

„Versuche nicht," erwiederte Leonor mit einem traurigen Lächeln, „mein armes Herz, und sprich nicht von einem Glücke, das ich nie mit Dir theilen kann. Wie ich den Schrecken des Todes widerstanden habe, so muß ich jetzt den zärtlichen Verlockungen der Leidenschaft widerstehn. Uns trennt eine ewige Kluft; das Schicksal hat eine unübersteigliche Schranke zwischen uns aufgerichtet."

„Ich werde die Kluft ausfüllen, die Schranke niederreißen. Bin ich ich nicht ein König, besitze ich

nicht unumschränkte Macht? — Was hindert Dich, mir zu folgen?"

„Mein und Dein Glaube."

„Was kümmert mich der Glaube? Ich fordre nicht, daß Du, um mir anzugehören, Deine Religion wechselst. Frei und ungehindert kannst Du nach wie vor zu Deinem Gekreuzigten beten. Ich will Dir eigene Priester halten, Dein alter Lehrer soll Dich begleiten und Dir die heilige Messe lesen."

„Und Deine Landsleute — werden sie es dulden?"

„Wehe dem, der dem Willen des Königs zuwider handelt! Niemand soll es wagen, Dir in den Weg zu treten, Dich in Deiner Religion zu stören. Jahrhunderte hindurch lebte der Maure friedlich mit dem Christen in Spanien. Nicht das Volk, Eure Könige und Pfaffen haben erst den Glaubenshaß geschürt und den Fanatismus angefacht. Von Deinen Glaubensgenossen haben erst meine Landsleute jene finstere Verfolgungssucht überkommen, die in diesem Augenblick so furchtbar blutige Früchte trägt. Wir wollen Beiden ein Beispiel der Duldung und Liebe geben. Unsere Verbindung wird eine neue schönere Zeit heraufbeschwören, eine Zeit der Eintracht und Versöhnung, des Friedens und der religiösen Toleranz."

„Du träumst,“ entgegnete Leonor, das holde Haupt schüttelnd, „von einer Zeit, die nie kommen wird, an die Du selbst nicht glaubst. Nie wird das Kreuz sich mit dem Halbmond verbinden, nie ihre Bekenner sich mit einander versöhnen, sie bleiben getrennt wie der Himmel von der Erde. Der Zwiespalt Beider ist ewig, unauflöslich, und jeder Versuch, sie zu vereinigen, würde Dich und mich nur verderben. Selbst meine Liebe zu Dir vermag mich nicht zu täuschen. Du hast Dich vom falschen Ehrgeiz blenden lassen und um eine irdische Krone eine himmlische hingegeben und Deine Seligkeit geopfert. Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt, aber herrlicher nnd mächtiger als alle Throne der Erde. Unter den Schrecken des Todes, unter den blutigen Gefahren, die mich und jene kleine Schaar vor wenig Augenblicken noch bedroht, lernte ich erst seine Kraft und heilige Stärke kennen. Ich sah den frommen Priester schutz- und waffenlos, wie er der ihm bereiteten Qualen spottete und mit einem Lobgesang auf den bleichen Lippen bereit war, für das Evangelium zu dulden und zu sterben. Schwache Frauen wurden zu Heldinnen, Kinder zu glaubensstarken Märtyrern. Der Himmel that sich auf vor meinen entzückten Blicken, der Sohn Gottes neigte sich zu mir nieder, Engel und

Heilige winkten mir mit goldenen Palmen und versprachen mir die Krone ewiger Seligkeit, und Du glaubst noch, daß ich nach einer andern verlangen kann?“

Während Leonor so sprach, strahlten ihre schönen Augen von einem überirdischen Glanz, erhob sich ihre verklärte Gestalt, als wollte sie sich aufwärts schwingen zu dem Throne des Herrn, als würde sie von unsichtbaren Fittigen getragen. Ein himmlisches Lächeln umschwebte ihre holden Lippen, ein heiliger Zauber, dessen Gewalt Don Fernando unwillkürlich ergriff, so daß er mit staunender Andacht zu der Jungfrau emporblickte und von ehrfurchtsvoller Scheu erfüllt kaum noch von seiner Liebe zu stammeln wagte.

„Bedenke,“ sagte erst nach einiger Zeit der Maurenkönig, tief ergriffen, „was Du thust und welche Verantwortung Du auf Dich ladest. Noch lebt in meinem Herzen die Erinnerung an die Vergangenheit; Du bist das letzte Band, das mich an Deine Glaubensgenossen fesselt. Fürchtest Du nicht, die finsteren Rachegeister in meiner Brust zu wecken, den wilden Dämon zu entfesseln, den Dein Angedenken, Dein holdes Bild bisher gebändigt hat? Ich fühle es, Du bist mein guter Engel, und wenn Du gehst, so weicht der feste Grund zu meinen Füßen. Du allein hast mich vor den bösen

Einflüsterungen meiner Umgebung, vor den eigenen Gedanken bewahrt. Deine Liebe war der feste Halt meines Lebens, der Leuchtstern in der Nacht meines Daseins. Wenn auch diese Stütze bricht, dies Licht erlischt, so stürzt die ganze Welt in Trümmer und ich bleibe allein zurück in grauenvoller Dunkelheit."

„Nicht die Liebe," erwiederte Leonor nach einem schmerzlichen Kampf, „soll unser Leitstern auf den Wegen des Lebens sein, sondern einzig und allein der Glaube. Sie ist vergänglich und irdischer Natur, jener ewig und unerschütterlich. O! laß Dich durch meine Thränen und Bitten rühren und kehre zurück in den Schooß der allbarmherzigen Kirche, welche Dir ihre Arme entgegenstreckt und den reuigen Sünder, den verlorenen Sohn an ihr Herz drückt."

„Nimmermehr!" entgegnete der König. „Ich sollte meine Landsleute verlassen, die mich zu ihrem Fürsten erhoben und bereit sind, ihr Blut und Leben für mich aufzuopfern? — Hast Du vergessen, was wir unter der Herrschaft des Christenthums gelitten, welche Qualen und welche Schmach wir erduldet haben? Der finstere Philipp und seine fanatischen Rathgeber haben die heiligsten Verträge zerrissen, unsere alten Rechte mit Füßen getreten, unsere heiligsten Sitten und Gebräuche

mit einem Federstrich vernichtet. Nie kann zwischen ihm und uns, zwischen den Mauren und den Christen Frieden sein. Wir müssen kämpfen, siegen oder untergehn."

„Ihr werdet unterliegen und nutzlos zu Grunde gehn; denn das Vergangene läßt sich nicht festhalten und Todtes nicht neu beleben. Dem Christenthum gehört die Welt, die Zukunft ist sein und unaufhaltsam ist die Macht, die ihm Gott verliehen. Siegreich schreitet es unter der Fahne des Lammes über die Erde hin, und die Völker beugen sich vor dem Zeichen des Kreuzes. Willst Du es aufhalten und Dich entgegenstemmen? Es wird Dich und die Deinigen zermalmen und zertreten."

„Was kümmert uns die Zukunft? Der Augenblick ist fortan mein Gott; ihn will ich festhalten mit allen Kräften meiner Seele. O das Leben ist süß und schön, laß es uns genießen, Leonor! Bin ich nicht König und Herr über Tausende? Ich lege meine Krone Dir zu Füßen und will nur meiner Liebe leben. Auf goldenen Säulen werde ich Dir ein Schloß bauen, schöner als die Ginaraliph, als das Paradies, das der Prophet den Gläubigen verheißen. Unter verschwiegenen Platanen und duftenden Blumen ruhen wir dort Arm

in Arm in seligster Vergessenheit. Mag die Welt zu Grunde gehen, das Kreuz oder der Halbmond siegen, wir achten nicht darauf. Ich halte Dich umschlungen und keine Macht der Erde soll Dich mir wieder entreißen."

In wilder Liebesgluth preßte sie der ungestüme Jüngling an sein Herz, daß ihr von Neuem die Sinne zu vergehen drohten. Feuriger als je glänzten seine Augen, süßer und gewaltiger hatte nie zuvor sein beredter Mund gesprochen, seine Blicke waren wie verzehrendes Feuer, seine Worte lodernde Flammen. Doch Leonor sah auf das Bild der Gottesmutter am Altare, die ihr aus den Wolken zu winken schien. Mit höchster Anstrengung riß sie sich aus den Armen des Königs.

„Laß mich!" flehte sie mit gefalteten Händen. „Ich kann und werde Dir nie angehören. Wenn Du mich so heiß und innig liebst, wie Du mir sagst, so achte meinen Willen. Weder Dir, noch einem andern Manne werde ich jemals folgen. Die Freuden dieser Erde, der Reiz der Welt kann mich nicht mehr locken, seitdem ich unter Schrecken und Gefahren einen Blick in die Ewigkeit gethan. Mein Herz, alle meine Gedanken sind fortan bei Gott und dem Erlöser, dem ich mich geweiht. Willst Du den todten Leib mit Gewalt besitzen?

Was nützt er Dir ohne die unsterbliche Seele, die das Eigenthum des Herrn? Sei großmüthig und gestatte mir, mit meinem frommen Lehrer nach Granada zurückzukehren, wo ich mein unterbrochenes Gelübde ablegen und den Schleier nehmen will."

„Leonor!" klagte der Fürst. „Du kannst mich verlassen, mich der Verzweiflung anheimgeben? — Du darfst nicht von mir gehn, nicht für immer scheiden, und sollte ich Dich mit Gewalt zurückhalten."

„Ich kenne Dich besser und Dein Herz, das trotz aller Verirrungen gut und edel blieb. Du wirst mich nicht zwingen wollen, bei Dir zu bleiben. Gewähre meine letzte Bitte und schenke mir und den armen Christen die Freiheit."

Furchtbar war der Kampf, den die Seele des Königs kämpfte, in seiner Brust rang die wilde Leidenschaft mit der ihm angeborenen Großmuth. Finstere Wolken lagerten auf seiner Stirn, schmerzliches Lächeln zuckte um die zusammengepreßten Lippen. Neben ihm stand die Jungfrau, bleich und ergeben; sie hatte die Hände auf der Brust gefaltet wie zum Gebet, ihre frommen Augen blickten ihn wie eine rührende Bitte an, während in ihren verklärten Zügen ein überirdischer Muth, eine hohe Entschlossenheit leuchtete.

„Geh hin!“ sagte endlich der König im tiefsten Schmerze. „Ich will Dich nicht hindern, obwohl ich die Macht dazu habe. Auch Deinen gefangenen Landsleuten will ich das Leben schenken.“

„Ich segne Dich für Deine Güte und werde für Dich beten.“

„Du hast es so gewollt,“ fuhr er finster fort. „Einst wird aber die Zeit kommen, wo Du bitter bereuen wirst, dem Glauben Deine Liebe geopfert zu haben.“

„Der Herr wird gnädig auf mein Opfer niederschauen und auch Deiner Großmuth gedenken.“

„Fortan gehöre ich nur noch meinem Volke an. O! ich war ein Thor, daß ich bei der Christin treue Liebe suchte.“

„Du thust mir weh; Dein Vorwurf zerreißt mein Herz in dieser bitteren Abschiedsstunde.“

„Du findest ja Trost in Deinem Glauben,“ lachte höhnisch der Fürst; „ich aber behalte nichts als den Schmerz getäuschter Liebe und meine Rache.“

Finster winkte er ihr zu gehn, sie aber blickte ihn so traurig mit ihren weinenden Augen an, daß er nicht zu widerstehen vermochte. Noch einmal siegte die Liebe in ihm und er reichte ihr zum letzten Male die Hand,

welche sie mit ihren Thränen benetzte. Stürmisch preßte er sie an seine Brust, küßte er die holde Jungfrau, welche in diesem reinen Kusse von ihrer Liebe und der Welt einen ewigen Abschied nahm. An der Seite des frommen Priesters schwankte sie durch die zerschmetterte Kirchenpforte, gefolgt von den freigegebenen Christen, welche ihr allein das Leben dankten. Auf der Schwelle des Heiligthums wandte sie sich noch einmal nach dem Geliebten um, ihre Arme wie zum Segen über ihn erhebend. Er aber starrte schmerzlich brütend vor sich nieder, als fühlte er, daß sein guter Engel von ihm gewichen sei.

V.

Furchtbar wüthete seitdem der Kampf zwischen den Mauren und Spaniern in den Alpujarras, der neu erwählte König entwickelte eine nie geahnte Energie, eine bewunderungswürdige Tapferkeit und Umsicht. Ihm gegegenüber stand der General=Capitain von Granada,

der Marquis von Mondejar, einer der berühmtesten, aus der Schule Karl des Fünften hervorgegangenen Krieger. Er fand aber an Aben=Humeya einen ebenbürtigen, fürchterlichen Gegner. In dem Engpaß von Tablate erwartete er den Angriff der Feinde, geschützt von unnahbaren Felsenwällen. Ueber den schwindelnden Abgrund führte eine Brücke von Holz, welche allein den Zugang zu dem Gebirge gestattete. Der König hatte den Befehl ertheilt, die Brücke zu zerstören, die Stützen umzuhauen, und die Dielen und Bohlen zu entfernen, so daß nicht ein einzelner Mensch, geschweige ein ganzes Heer den Uebergang versuchen durfte. Um jedoch die Verbindung mit den im Thal wohnenden Landsleuten wiederherzustellen, wurde die Zerstörung nur zum Theil ausgeführt. Hinter der Brücke lagerte Aben=Humeya mit seinem Heere in fast unangreifbarer Stellung. Sobald die Spanier sich näherten, wurden sie mit einem Hagel von Wurfgeschossen begrüßt. Dennoch befahl der tapfere General=Capitain den Angriff, aber selbst die verwegensten Krieger wagten es nicht, die gebrechliche Brücke zu betreten. Endlich erbot sich ein Franziskanermönch, Namens Christoval de Molina, der Gefahr Trotz zu bieten und dem christlichen Heere ein Beispiel zu geben.

Nachdem er seinen Schild über den Rücken gehangen und sein langes Gewand aufgeschürzt, nahm er in die Linke das Cruzifix und in seine Rechte das Schwert und setzte heldenmüthig den Fuß auf die Brücke. Laut den Namen Jesu anrufend, schritt er auf dem schwankenden Gerüst, das unter der Last seines Körpers zu zittern schien und einzustürzen drohte. Angstvoll waren die Augen Aller auf ihn gerichtet und selbst die Mauren zögerten, auf ihn zu schießen, da sie jeden Augenblick erwarteten, ihn mit zerschmetterten Gliedern in die schwindelnde Tiefe versinken zu sehen.

„Mir nach!“ rief der kühne Franziskaner.

„Wir folgen Dir,“ jubelte Don Diego de Deza, der Neffe des Präsidenten, welcher sich freiwillig dem Kriegszuge gegen die Mauren angeschlossen hatte, um Rache wegen seiner indeß geheilten Wunde zu nehmen. Glühender Haß erfüllte ihn gegen den neuen König, von dem er wußte, daß ihn Leonor früher ihm vorgezogen. Er hatte geschworen, nicht eher aus dem Kampfe heimzukehren, bevor er seinen Nebenbuhler gefangen oder getödtet. Jetzt war er einer der Ersten, die dem verwegenen Mönch folgten. Die halbzerstörte Brücke dröhnte unter den Tritten des kräftigen Mannes und unter der Wucht seiner schweren, ehernen

Rüstung. Er fühlte, wie ihn ihr Gewicht hinunterzog, aber er suchte sich an dem noch vorhandenen Geländer festzuhalten, es brach unter seiner Last zusammen und unaufhaltsam stürzte er in den gähnenden Abgrund zu seinen Füßen. Noch im Fallen klammerte er sich an einen hervorragenden Balken an, den er in der Angst des Todes mit seinen Händen krampfhaft umfaßte. Die Mauren stießen ein jubelndes Geschrei aus und richteten ihre Geschosse auf den unglücklichen Ritter, der zwischen Himmel und Erde als ein Ziel für ihre Pfeile hing. Verwundet an der rechten Hand, hielt er sich nur noch schwach mit seinem rechten Arme über der grauenvollen Tiefe. Er schien verloren, da ihm seine Landsleute nicht zu Hülfe kommen konnten, obgleich eine große Anzahl, glücklicher als er, über die Brücke gelangt und mit dem Feinde handgemein geworden waren. Ueber seinem Haupte tobte der Kampf; er hörte das Klirren der Waffen, das Wuthgeschrei der Angreifenden, das Röcheln der Sterbenden. Er selbst fürchtete nicht den Tod in offener Schlacht, aber der Gedanke, ruhmlos und ungerächt unterzugehen, erfüllte ihn mit unaussprechlicher Qual. Sein Arm, mit dem er noch immer an dem Pfeiler hing, drohte zu er=

lahmen, während der Blutverlust aus seiner Wunde ihn entkräftete.

Unter ihm breitete sich die Schlucht aus, welche von den steil abhängenden Felsenwänden gebildet wird. Schaudernd warf er einen Blick in die grauenvolle Tiefe, in der sich ein wilder Gießbach schäumend wälzte. Wilde Steinmassen, zertrümmerte Felsstücke starrten mitleidslos ihn an, hier und da erblickte er ein einsames Haus, oder eine Kirche, deren Thurm, aus solcher Höhe betrachtet, einer dünnen Nadel glich. Wie schwarze Punkte kamen ihm die Dohlen und Krähen vor, welche tief unter ihm sich in den blauen Lüften wiegten. Er wünschte sich Flügel, um mit ihnen fortzufliegen.

Er dachte an sein Seelenheil, seine trockenen, ausgedörrten Lippen murmelten ein halbvergessenes Gebet, aber die mächtige Lebenslust des kräftigen Mannes wehrte sich verzweiflungsvoll gegen die drohende Vernichtung. Während er mechanisch das „Ave Maria" murmelte, spähte sein Auge rings umher nach Rettung. Die Gefahr schärfte seinen Blick, und ließ ihn jetzt eine hervorspringende Felsenecke entdecken, die seinem Fuße eine sichere Stütze zu bieten schien. Wenn er den Vorsprung erreichte, war er vielleicht geborgen. Aber die Entfernung betrug noch mehr als hundert Fuß; nur

ein schwaches Bäumchen, das aus einer Spalte zwischen dem Gestein hervorwuchs, gab ihm einen unsicheren Anhaltspunkt.

Er mußte einen Entschluß fassen, so lange noch seine Kräfte ausreichten. Im nächsten Augenblick war er vielleicht schon verloren. Indem er den unverwundeten Arm von dem Balken los ließ, gleitete er schnell an demselben nieder, aber es bedurfte der höchsten Anstrengung und Vorsicht, um nicht in jähem Sturze an der rettenden Stelle vorüberzuschießen. Auch war der Pfeiler, welcher noch die Brücke stützte, an seinem Fuße durch Axthiebe fast durchhauen, so daß er bei jeder heftigeren Erschütterung zu brechen drohte. Während Don Diego sich herabließ, schwankte der Balken mit ihm wie ein Seil ohne Halt und Festigkeit. Nur mit seinen Füßen hielt er sich, das Holz umklammernd. In der Nähe des vorspringenden Felsens suchte er die Eile des Herabgleitens zu mäßigen, indem er sich mit der einen Hand, die er nur gebrauchen konnte, von Neuem hielt. Aber er mußte sich bald wieder loslassen, um den kleinen Baumstamm zu ergreifen, mit dessen Hülfe er allein festen Fuß auf dem steinigen Boden zu fassen hoffte. Die damit verbundene Anstrengung und der gewaltsame Schwung, den er seinem Körper geben

mußte, um den Vorsprung zu erreichen, konnte, so nahe der Rettung, noch seinen Untergang herbeiführen.

Mit der freien Hand faßte er glücklich einen schwachen Ast, jetzt entfernte er langsam auch seine Füße von dem stützenden Pfeiler. Einen Augenblick schwebte er so frei in der Luft über dem Abgrund. Wenn der kaum armsdicke Zweig brach, stürzte er ohne Rettung in die entsetzliche Tiefe. Er hörte, wie sein Herz in der Brust pochte; unwillkürlich faßte ihn ein plötzlicher Schwindel, seine Glieder zitterten und seine Augen schlossen sich.

Als er sie wieder aufschlug, befand er sich zu den Füßen des rettenden Baumes in einem jener Rinnwege, welche der schmelzende Schnee und die jährlich wiederkehrende Frühlingsfluth in den harten Felsen gegraben. Er beschloß den rauhen Pfad zu verfolgen, aber schon nach einigen Schritten brach er erschöpft von dem Blutverlust und der Anstrengung zusammen. Erst nach einiger Zeit erwachte er wieder auf einem prachtvollen Lager von persischen Teppichen in einem verschwiegenen Cabinet, durch dessen herabgelassene Jalousien das Tageslicht nur gedämpft einfiel. Eine alte häßliche Sklavin, deren schwarzes Gesicht grell von dem weißen

Turban auf ihrem Haupte abstach, näherte sich ihm und fragte in unterwürfigem Tone nach seinem Begehr.

„Wo bin ich?“ fragte Don Diego, der zu träumen glaubte.

„In Sicherheit und unter dem Schutze meiner mächtigen Gebieterin, die Dich von dem Tode gerettet hat. Sie hat Dich in der Nähe der Schlucht gefunden und Dich hierher bringen lassen, wo sie Deine Wunden verbinden ließ. Wäre sie nur einige Augenblicke später gekommen, so hättest Du an Deinem Blutverluste sterben müssen.“

„Ich möchte die edle Dame sehn, um ihr zu danken.“

„Sie selbst wird Dich empfangen, so bald Du so weit genesen, um vor ihr zu erscheinen.“

„Ich fühle mich hinlänglich gestärkt, um aufzustehn.“

„Nicht bevor Du noch diesen heilkräftigen Trank genossen hast, den sie mit ihren eigenen Händen Dir bereitete.“

„Gieb her, denn ich sehne mich Deiner Gebieterin meinen Dank abzustatten.“

Die schwarze Sklavin reichte dem spanischen Ritter einen goldenen Becher, der bis zum Rande mit einer

dunklen, herrlich duftenden Flüssigkeit gefüllt war. Sobald er davon getrunken, fühlte er sich von einer wohlthätigen Wärme durchströmt und wie neu belebt; alle Ermattung war gewichen, die Schwäche aus seinen Gliedern verschwunden; selbst die Wunde schmerzte ihn nicht mehr.

„Beim heiligen Jago!“ rief er entzückt aus, „Deine Herrin muß eine mächtige Zauberin sein, denn ihr Wundertrank hat mich verwandelt. Ich fühle mich so wohl wie nie zuvor; mir ist es zu Muth, als könnte ich durch die Wolken fliegen.“

„Meine Gebieterin,“ entgegnete die Sklavin, „kennt die geheimen Kräfte der Natur, welche in Steinen und Kräutern schlummern. Sie weiß zu heilen, aber auch — zu tödten.“

Don Diego schien die letzten unheimlichen Worte der Dienerin überhört zu haben, seine lebhafte Phantasie war zu aufgeregt und beschäftigte sich nur mit dem bevorstehenden Abenteuer. Alles, was ihm bisher begegnet war, erschien ihm so phantastisch und wunderbar, daß er kaum den Augenblick erwarten konnte, seine Lebensretterin zu sehn. Der schrille Ton einer silbernen Pfeife gab der Sklavin das Zeichen, daß ihre Gebieterin bereit sei, den Ritter zu empfangen.

„Folge mir!“ sagte das schwarze Weib, „aber sei vorsichtig und verschwiegen. Ein unbedachtes Wort kann Dich und uns Alle verderben.“

Schnell und stumm wie eine Schlange glitt die Sklavin durch eine Reihe von prächtigen Gemächern, bis sie vor einer verschlossenen Thüre stehen blieb, an der sie drei leise Schläge that. Geräuschlos, wie von einer Geisterhand, wurden auf dies Zeichen die Riegel und der die Thüre verhüllende Vorhang zurückgeschoben. Don Diego befand sich in einem matt erleuchteten Saale von wunderbarer Schönheit. Seidene Tapeten, in welche die reizendsten Blumenarabesken eingewebt waren, bedeckten die Wände, während die Kuppel von geschliffenen Glasplatten gebildet wurde. Zwischen tropisch seltenen Pflanzen und Blumen zogen sich vergoldete Drahtgitter, hinter denen bunte ausländische Vögel mit hohen Federkronen flatterten. In der Mitte des marmornen Fußbodens erhob sich ein Springbrunn, dessen murmelnde Fluthen eine angenehme Frische verbreiteten. Noch hatte sich der staunende Ritter nicht von seiner Ueberraschung erholt, als seine Blicke auf einen Divan fielen, den eine der bezauberndsten Frauen in malerischer Stellung einnahm. Kaum wußte er, was er mehr bewundern sollte, die feinen, schwellenden

Glieder, das herrliche Ebenmaß der ganzen Gestalt, die feurigen Augen, deren Glanz mit dem Lichte der Sterne wetteiferte, oder die schwellenden, wie zum Kuß und zum Liebesgeflüster geschaffenen Lippen. Ein durchsichtiger silberner Schleier umfloß die überirdische Erscheinung gleich einer schimmernden Wolke, durch die der strahlende Mond bricht.

Don Diego glaubte zu träumen, als hielte ihn ein übermächtiger Zauber umstrickt. Die reizende Frau richtete sich halb aus ihrer liegenden Stellung auf und blickte forschend den verwirrten Spanier an, an dessen Ueberraschung sie sich zu weiden schien.

„Sennor!" sagte sie mit süßer, wohlklingender Stimme, „Ihr seid willkommen in meinem Hause."

„Sagt in Euerem Wunderpalaste, dessen Herrin eine bezaubernde Fee," entgegnete der Ritter, sich tief verneigend. „Ich verdanke Euch meine Rettung, mein Leben, das von nun an nur Euch gewidmet sein soll."

„Ihr sprecht die Sprache der Galanterie, der höfischen Lüge, welche den christlichen Rittern geläufig ist. Vorläufig bleibt Ihr mein Gefangener, denn Ihr werdet wohl bereits errathen haben, daß Ihr in die Hände einer Feindin Eures Glaubens und Eures Volkes gefallen seid."

Sie begleitete diese Worte jedoch mit einem freundlichen Lächeln, das den harten Sinn derselben milderte und Don Diego mit Vertrauen erfüllte.

„Jeder Mann," scherzte er, „ist Euer Gefangener und wird es ewig bleiben, sobald er Euch Sennora nur sieht."

„Und dennoch wette ich, daß Ihr in diesem Augenblick nur an Eure Freiheit denkt."

„Nur um sie von Neuem an Euch zu verlieren."

„Laßt uns mit dem Ernste reden, den Eure Lage mir zu fordern scheint. Ich fand Euch, erschöpft vom Blutverlust, in der Nähe meiner Wohnung. Aus Eurer Kleidung und Eurem Ansehn mußte ich schließen, daß Ihr ein Christ und Spanier von hohem Range seid."

„Ihr habt Euch nicht geirrt, da ich der nächste und einzige Verwandte des mächtigen Präsidenten von Granada bin."

„Dann seid Ihr verloren, wenn Euch meine Landsleute hier finden."

„Ihr werdet und könnt mich nicht verrathen!" flehte der Ritter mit schmeichelnder Stimme. „In Euren holden Augen lese ich das sanfte Mitleid eines gütigen Frauenherzens."

„Und wenn Ihr Euch getäuscht?“

„Dann würde ich zu sterben wissen. Doch ich glaube nicht, daß Ihr mich nur dazu gerettet habt, um mich dem sicheren Tode zu überliefern.“

Die schöne Frau schien zu überlegen, aber keineswegs geneigt, den Ritter, dessen stattliche Gestalt und männliches Wesen ihr Wohlgefallen erregte, seinen Feinden Preis zu geben.

„Vorläufig,“ sagte sie nach einigem Nachdenken, „steht Ihr unter meinem Schutz und habt nichts zu befürchten, obgleich ich Euch nicht verschweigen kann, daß Euer Leben in Gefahr schwebt, wenn man Euch hier entdeckt. Meine Landsleute haben allen Christen und vor Allen dem Präsidenten, Eurem Oheim, Rache zugeschworen. Ich will Euch wohl und werde Euch verbergen, so lang dies mir möglich ist. Vielleicht gelingt es mir, Euch zu retten und zu einer glücklichen Flucht zu helfen, wenn Ihr es nicht vorzieht, freiwillig und für immer in meiner Nähe zu bleiben.“

Der feurige Blick, womit sie ihre Rede begleitete, erfüllte die Seele des Ritters mit Hoffnung und Verlangen; er dankte ihr für ihre bisherige Güte in leidenschaftlichen Worten, welche ihr nicht zu mißfallen schienen. Bald herrschte zwischen Beiden ein vertrau-

licher Ton, ein Austausch der Gefühle und Gedanken, wie sie nur der feurige Süden in so kurzer Zeit und mit solch überraschender Heftigkeit kennt und erklärlich macht. Auf einen Wink der Herrin brachte die vertraute Sklavin ein ausgesuchtes Mahl, zu dem die schöne Frau ihren Gefangenen einlud. Der funkelnde Wein in den kostbaren Gläsern löste nur noch mehr Mund und Herz, so daß eine Schranke nach der andern fiel und die anfängliche Zurückhaltung dem innigsten Einverständniß weichen mußte. Die reizende Maurin hatte kein Geheimniß mehr vor ihrem Gast; sie nannte sich Zahara und stammte aus einer der vornehmsten Familien Andalusiens. Reich und unabhängig, folgte sie nur den Eingebungen ihrer glühenden Phantasie und eines leidenschaftlichen Herzens. Ihr Ehrgeiz war noch mächtiger als ihre Genußsucht: sie träumte von einer Krone, von der Liebe eines Königs. Gestützt auf ihre Schönheit hatte sie ihre Netze nach dem jungen Fürsten der Mauren ausgeworfen und durch ihre Vollendung in der Kunst, die Männerherzen zu bezaubern, einen vorübergehenden Eindruck auf ihn gemacht.

Seit jenem Zusammentreffen Aben-Humeya's mit Leonor in der zerstörten Kirche war ein Wendepunkt in seinem Leben eingetreten. Seine Ahnung, daß mit ihr

sein guter Engel gewichen sei, wurde zur Wahrheit. Um den nagenden Schmerz zu betäuben, hatte er sich in einen Strudel wilder Vergnügungen gestürzt, indem er gewaltsam das Bild der Geliebten zu verdrängen suchte. In jener Zeit hatte er die schöne Zahara kennen gelernt, welche ihn wie alle Männer, die sich ihr näherten, durch ihre Reize und unwiderstehliche Anmuth bezauberte. Sie besaß eine herrliche Stimme, die sie durch ihr ausgezeichnetes Spiel auf der Laute noch zu heben wußte; in ihrem Tanze zeigte sie alle sanften und wollüstigen Bewegungen der schwarzäugigen Schönheiten Andalusiens. Außerdem war sie hoch gebildet und reich an Kenntnissen aller Art; ihr Geist war fein und voll Witz, so daß sie selbst die höheren Anforderungen eines Mannes, wie Aben-Humeya war, vollkommen erfüllte und den Genuß durch ihre geistige Vollkommenheit noch würzte.

Dennoch vermochte sie nicht auf die Länge der Zeit den jungen König dauernd zu fesseln. Mitten im Rausche der Freude beschlich ihn oft eine tiefe Schwermuth, eine Sehnsucht nach der verlorenen Geliebten, nach der jungfräulichen Erscheinung Leonor's, die ihm Zahara's sinnlicher Zauber nicht ersetzen konnte. Bald entdeckte sie, daß sie eine Nebenbuhlerin hatte, die um

so gefährlicher war, weil sie vorzugsweise die Seele des jungen Fürsten erfüllte und nicht eine vorübergehende Leidenschaft, sondern eine ewige, unzerstörbare Liebe in ihm entzündet hatte. — Vergebens kämpfte die üppige, ehrgeizige Maurin mit allen Künsten der Koketterie und Liebenswürdigkeit gegen eine Neigung an, die sie trotz aller ihr zu Gebote stehenden Reize nicht vollkommen zu besiegen im Stande war. Wenn es ihr auch auf Stunden und Tage gelang, Aben-Humeya zu zerstreuen und seine erste Liebe vergessen zu machen, so fühlte sie doch immer von Neuem, daß sein Herz einer anderen Frau gehörte.

Ihr Stolz fand sich durch diese Entdeckung beleidigt, während ihr Ehrgeiz kein Mittel verschmähte, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Sie wollte noch weniger das Herz, als die Krone des jungen Königs theilen und war darum doppelt gekränkt und empört, daß er bisher ihrer Verführung und ihrem täglich sich erneuernden Drängen einen zwar sanften, aber um so festeren Widerstand entgegensetzte. Dies war es, was Don Diego im Laufe der Unterhaltung theils von ihr erfuhr, theils aus ihren leidenschaftlichen Worten errieth. Es genügte ihm, um darauf einen Plan zu bauen, wie er sich an dem verhaßten Nebenbuhler am besten rächen

konnte. Darum verdoppelte er jetzt seine Schmeicheleien, indem er die ihm entgegenkommende Frau nur noch mehr für sich zu gewinnen suchte. Er scheute selbst nicht, ihre Eifersucht durch den Verrath nur noch heftiger zu entflammen, den er gegen Leonor beging.

„Ich kenne,“ sagte er im Verlaufe des Gespräches, „die Donna, welche Aben=Humeya liebt. Es ist meine eigene Verlobte.“

„Was sagt Ihr?“ rief Zahara auffahrend. „So habe ich mich nicht getäuscht. Aber ich werde mich an dem Verräther rächen, und sollte ich selbst darüber zu Grunde gehen.“

„Ich will Euch helfen, denn er kann Euch nicht schwerer, als mich beleidigt haben. Wir sind natürliche Bundesgenossen und haben Beide denselben Grund, Aben=Humeya zu hassen. Es handelt sich nur darum, wie wir uns am besten seiner entledigen.“

„Ich könnte ihm einen Becher mit Gift mischen,“ flüsterte Zahara.

In dem Spanier regte sich ein Anflug der ritterlichen Ehre, welche den Feind offen und mit der Waffe in der Hand, aber nicht heimlich und hinterrücks zu überfallen und zu tödten sucht. Diego entsetzte sich vor dem Vorschlage des unheimlich schönen Weibes, das

ihm in diesem Augenblicke wie eine bunte giftige Schlange erschien, die ihr Opfer schmeichlerisch umstrickt.

„Nicht der Frau,“ entgegnete er, „sondern dem Manne gebührt die Gefahr der That. Aben-Humeya soll nicht durch Gift, sondern durch mein Schwert sterben. Kein Verdacht darf Euch treffen, wenn Ihr mir nur die Gelegenheit verschaffen wollt, mich seiner Person zu bemächtigen.“

„Das dürfte schwer fallen, da er stets von einer Leibwache umgeben ist und nur seine vertrautesten Freunde Zutritt zu ihm haben. Außerdem hütet ihn der alte König von Andalusien, der greise El Zagal, wie seinen Augapfel. Ich glaube fast, daß der Alte ein Zauberer ist, denn er weiß Alles, was in der Nähe und Ferne vorgeht, so daß Aben-Humeya nichts ohne seinen Rath thut. Um jeden Neumond besucht er den Greis, um mit ihm den Kriegsplan zu besprechen und das nöthige Gold aus dem Schatze zu entnehmen, dessen Hüter der Alte ist.“

„Und wo wohnt der Greis?“

„Auf einer unzugänglichen Burg, Namens Mecina, welche auf einem der höchsten Felsen der Sierra liegt und deren Befehlshaber, der tapfere Aben-Abo, ein naher Verwandter des Königs ist.“

„Sollte dieser nicht durch Gold und Versprechungen zu gewinnen sein?“

„Eher schmilzt ein Stein wie weiches Wachs, wendet der Xenil seine Fluthen rückwärts, als daß Aben-Abo sich bestechen läßt. Wir müssen auf einen anderen Plan sinnen. Ich weiß ein Mittel, das uns sicherer zum Ziele führen kann.“

„So sagt es mir, und ich werde Euch ewig dankbar sein.“

„Nicht eher, bis ich die nöthige Gewißheit habe. Vor allen Dingen will ich aber Sorge tragen, daß Ihr glücklich wieder zu Euren Landsleuten zurückkehrt. Zu diesem Zwecke müßt Ihr Eure bisherige Kleidung ablegen, und mit maurischen Gewändern vertauschen, Bart und Kopfhaar abscheeren, um Euch unkenntlich zu machen. Für den Fall, daß Ihr dennoch angehalten werden solltet, so braucht Ihr nur diesen Ring zu zeigen, den ich selbst von Aben-Humeya erhalten habe. Durch einen sicheren Boten werde ich Euch wissen lassen, wenn der Zeitpunkt gekommen ist, uns an unserem gemeinschaftlichen Feinde zu rächen. Zugleich werde ich Euch die Mittel und Wege angeben, sich seiner Person ohne Gefahr zu bemächtigen. Ihr müßt aber sogleich aufbrechen, damit Eure Anwesenheit nicht

verrathen wird. In der Dunkelheit der Nacht seid Ihr sicherer zu entkommen und auf keinen Mauren zu stoßen. In wenig Tagen sollt Ihr von mir hören.

Zufrieden mit seinem unerwarteten Abenteuer nahm Don Diego von seiner schönen Wirthin Abschied, in der Hoffnung, sie bald wiederzusehen und durch ihre Hülfe sich an dem verhaßten Nebenbuhler zu rächen. Glücklich gelangte er auf dem ihm angegebenen Wege zu den Seinigen, die ihn bereits als einen Todten beklagten und seine Rettung einem Wunder seines Schutzpatrons zuschrieben. Voll Ungeduld harrte er von Tag zu Tag auf die versprochene Botschaft, die er sehnlichst erwartete. Sein Ehrgeiz träumte bereits von der Gefangennehmung des gefürchteten Maurenkönigs und von einem Triumph, der zugleich seine Ruhmbegierde und seinen tödtlichen Haß befriedigen sollte. — Unterdeß sann die schöne Zahara über ihren Plan; sie hatte das Verderben des jungen Fürsten beschlossen und sie besaß auch den nöthigen Grad von Entschlossenheit, um vor keinem Verbrechen zurückzuschrecken. Das wilde, leidenschaftliche Weib, in deren Adern ein südlich heißes Blut rollte, war in ihrer Liebe wie in ihrem Hasse gleich ausschweifend und ohne Maß. Unter der Zahl ihrer Verehrer, die sie durch ihre Reize beherrschte, befand

sich ein Officier Aben-Humeya's, Namens Diego Alguazil, mit dem sie früher auf einem vertrauten Fuße gelebt. Seitdem aber der Maurenkönig sich ihr genähert, hatte sie ihren früheren Anbeter verlassen, ohne daß deshalb seine Liebe erloschen war; sie loderte nur im Geheimen um so stärker und mächtiger fort, je weniger er es wagen durfte, als Nebenbuhler eines Königs offen aufzutreten.

An ihn dachte unwillkürlich Zahara, welche ihre Macht über das Herz des ihr ergebenen Mannes nur zu gut kannte. Alguazil sollte ihr Werkzeug werden und ihr bei der Ausführung ihres Planes helfen. Sie ließ ihn kommen, und es bedurfte nur eines Blickes aus ihren feurigen Augen, eines Lächeln ihrer verführerischen Lippen, um den Krieger zu entflammen und für ihre Wünsche zu gewinnen. Er versprach, eine Anzahl Spanier in die Festung Mencia, deren Bewachung ihm anvertraut war, einzulassen, während Aben-Humeya in derselben weilte. Sobald Zahara seiner Hülfe sich versichert hatte, zögerte sie nicht länger, durch einen verschwiegenen Boten Don Diego de Deza in Kenntniß zu setzen, indem sie ihn aufforderte, mit einer Abtheilung verwegener Soldaten sich zur bestimmten Frist in der Nähe von Mencia einzufinden und auf

ein gegebenes Zeichen in die Stadt zu dringen, um sich des überraschten Gegners zu bemächtigen.

So vorsichtig betrieb Don Diego sein Unternehmen, daß er selbst den Oberbefehlshaber nicht in dasselbe einweihte, indem er den Ruhm einer so großen That mit keinem Zweiten theilen wollte. Unter dem Vorgeben, daß er einen Streifzug in der Vega beabsichtigte, erbat er sich von dem Marquis de Mondejar zwei hundert auserlesene Männer, die ihm gern bewilligt wurden. Indem er nur des Nachts und auf Umwegen, die ihm Zahara sorgsam vorgezeichnet, marschirte, gelang es ihm, die Wachtposten der Mauren vollkommen zu täuschen und sich unbemerkt der Festung zu nähern. Still und geräuschlos gelangte er durch das Thor, welches ihm der verrätherische Officier nach seinem Versprechen heimlich geöffnet hatte, in die Stadt und vor den Palast, in welchem sich der junge König der Mauren, ohne Ahnung der ihm drohenden Gefahr dem Schlummer sorglos mit den Seinigen überließ.

Kein Auge wachte, als das Auge des alten Königs von Andalusien, der wie ein Schutzgeist Aben-Humeya zu keiner Stunde verließ, seitdem dieser seinem Rathe gefolgt und den Glauben des Propheten wieder angenommen hatte. Keine Mutter konnte zärtlicher ihr

einziges Kind behüten, als der Greis seinen jungen Schützling. Um Mitternacht war er aufgestanden, um zu lauschen; er glaubte das Geklirr der Waffen zu vernehmen und wurde dadurch aufmerkam gemacht. Aber noch ehe er die Schläfer weckte, waren die Spanier unter der Anführung Diego's in die Stadt gedrungen, die im Schlummer überraschten Mauren dachten an keine Vertheidigung und suchten nur durch die Flucht sich noch zu retten. Viele sprangen unbekleidet zum Fenster hinaus und fielen den rings herum aufgestellten Wachtposten in die Hände; nur dem Oheim Aben-Humeya's, dem er die Krone zu verdanken hatte, gelang es, in das Gebirge zu entkommen.

In der allgemeinen Verwirrung verlor allein der Greis nicht seine Besinnung, er stürzte nach dem Flügel des Gebäudes, wo der junge Maurenkönig lag.

„Auf!" schrie der Alte, „und rette Dich! Wir sind verrathen."

Aben-Humeya trat an das Fenster und erblickte mit Entsetzen, daß die vordere Thüre von einer Abtheilung castilianischer Truppen besetzt war. Indem er an ein anderes Fenster sprang, machte er dieselbe Entdeckung, seine Feinde umzingelten das ganze Haus, dennoch verließ ihn nicht sein angeborner Muth.

„Ich werde zu sterben wissen!“ rief er entschlossen. „Lebendig sollen mich die Spanier nicht fangen.“

„Was willst Du thun?“

„Ich werde mich und meine Gegner unter den Trümmern meines Palastes begraben, indem ich sie und mich in die Luft sprengen will. Folge mir zur Pulverkammer!“

„Du darfst nicht untergehn, aber an meinem Leben ist nichts mehr gelegen. Die Stunde ist gekommen, wo ich für alle meine Sünden büßen kann. Gieb mir den Schlüssel!“

„Wie, Du wolltest Dich für mich opfern?“

„Während ich das Feuer an die Pulverkammer lege, hast Du gerade so viel Zeit, um die Treppe und das Freie zu gewinnen. In der Verwirrung, welche die Explosion hervorrufen muß, wirst Du ungehindert entkommen.“

„Aber was soll aus Dir werden?“

„Ich fürchte nicht den Tod. Ist doch mein heißester Wunsch erfüllt, meine Augen durften noch die Erhebung meines Volkes sehn. Du wirst das angefangene Werk vollenden und den Thron von Granada in seiner alten Herrlichkeit wieder aufrichten. Doch wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Schon donnern die ver=

ruchten Spanier an das Thor und begehren Einlaß. Gieb mir den Schlüssel und rette Dich."

Noch zögerte Aben-Humeya, den Freund dem sicheren Tode zu weihen, aber dieser ließ sich nicht zurückweisen und bestürmte ihn mit Bitten und Beschwörungen, bis er ihm endlich, wenn auch erst nach einem harten Kampfe, den Schlüssel einhändigte.

„Allah segne Dich!" rief der fanatische Greis, „daß Du mir Gelegenheit giebst, meine Schuld zu sühnen und mich an unseren Feinden zu rächen. Der Himmel schütze Dein theures Haupt und das Volk der Gläubigen!"

Segnend breitete er die Hände über den jungen Fürsten aus, bereit sich selbst zum Opfer darzubringen. Noch einmal versuchte dieser, den todesmuthigen Alten zurückzuhalten, der sich schnell entfernte. Schon wankte die Pforte unter den stürmischen Angriffen der Feinde, ein längeres Zögern mußte ihn in ihre Hände liefern. Aben-Humeya eilte die Treppe hinab, stellte sich hinter die bedrohte Thür und schob mit seinen eigenen Händen den Riegel zurück. In blinder Wuth stürzten die Spanier an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken, da er hinter der Thür verborgen stand. Sie verbreiteten sich

über alle Theile des Hauses, um den König, den sie noch im Schlafe zu überraschen glaubten, zu suchen.

Unterdeß hatte der Greis die in dem Giebel des Gebäudes befindliche Pulverkammer erreicht und geöffnet; in seinen Händen hielt er eine brennende Lunte. Noch zögerte er, das große Werk der Rache zu vollenden, um dem Flüchtling so viel Zeit zu lassen, als dieser brauchte, um sich auch dem Bereiche der zerstörenden Wirkung zu entfernen. So bald dieser sich sicher glaubte, verließ er den Palast unter dem Schutze der Dunkelheit, obgleich er wußte, daß eine kleinere Abtheilung der Spanier noch in der Nähe verweilte, um ihn an der kaum für möglich gehaltenen Flucht zu hindern.

In diesem Augenblick näherte der Alte die Lunte der Pulverkammer, nachdem er noch einmal das Gesicht nach Mekka gewendet und den Name des Propheten angerufen.

Ein furchtbarer Donnerschlag, der in den nahen Bergen tausendfach wiederhallte, erschütterte die Erde, welche in ihren Tiefen zu zittern schien. Zugleich stieg eine flammende Feuergarbe blutroth zum Himmel empor, schauerlich die dunkle Nacht erhellend. Ein gräßlicher Aufschrei der Verwundeten und Sterbenden zerriß die

bebende Luft, worauf eine noch weit schrecklichere Todesstille folgte.

Aben-Humeya schauderte, während die bestürzte Wache der Spanier den Tag des jüngsten Gerichts gekommen glaubte und von Furcht ergriffen, ihren Posten verließ, so daß der junge König, furchtbar selbst noch als Flüchtling, ungehindert entkam.

Mehr als je war sein Name der Schrecken seiner Feinde.

VI.

Finster saß Philipp der Zweite von Spanien in seinem königlichen Palaste zu Madrid, umgeben von seinen Räthen und treuesten Dienern seiner Krone, unter denen sich sein ränkevoller Minister Espinosa und der gefürchtete Herzog Alba befanden. Neue Nachrichten waren aus Granada gekommen, welche das Herz des Despoten mit Zorn und Schmerz erfüllten. Der König der Mauren hat den ihm entgegengeschickten Spaniern eine Reihe schwerer Niederlagen beigebracht und seine

Herrschaft mit jedem Tage mehr befestigt. Bündnisse waren zwischen ihm und seinen Glaubensgenossen in der Berberei geschlossen worden und täglich langten für ihn Verstärkungen und Hülfstruppen aus Afrika an. Seinen Bruder hatte er nach Constantinopel gesendet, um den Sultan zur Unterstützung aufzufordern. Wenn dieser ebenfalls zu den Waffen griff, so ließ sich das Ende des Kampfes nicht absehn, war der Thron und die Herrschaft selbst in Gefahr. Noch einmal drohte der Halbmond über das Kreuz zu siegen, wenn nicht entschiedene Maßregeln genommen wurden. —

Das forschende Auge des Königs flog über die glänzende Versammlung, als wollte er die geheimsten Gedanken jedes Einzelnen in seiner Seele lesen. Der mächtige Despot war ein eben so großer Menschenkenner als Verächter der Menschheit, die er nur von ihrer Nachtseite auffaßte. Wohin er blickte, sah er nur heuchlerische Unterwürfigkeit, Ehrgeiz, Selbstsucht und gegenseitigen Neid. Die anwesenden Bischöfe wollten nur ihren Einfluß und die Macht der Kirche erhöhen, die Feldherren an seiner Seite nur ihren eigenen Ruhm und ihr Ansehn vermehren.

Er mißtraute Allen, er hatte keinen Freund, und den eigenen Sohn erst vor Kurzem heimlich tödten lassen,

weil er, wie er glaubte, nach dem Leben und der Herrschaft des Vaters trachtete.

In seinen Räthen, die er zusammenberufen, fand er nur das Echo seiner eigenen Meinungen, sie hatten verlernt, selbstständig zu denken. Er hatte sie nach seiner Gewohnheit stillschweigend angehört, und während sie sprachen, verriethen sie ihm nur, daß sie kein anderes Streben hatten, als ihren eigenen Vortheil, daß sie nur daran dachten, ihren Einfluß zu sichern und einer den andern zu verdrängen, um ausschließlich die Gunst des mächtigen Herrschers zu besitzen. Der strenge Alba hatte den Minister Espinosa mit Vorwürfen überhäuft und öffentlich angeklagt, daß dieser allein den Aufstand der Mauren durch jene unglückliche Verordnungen herbeigeführt.

„Wie,“ rief der König verwundert, „Du Alba rathest mir zur Nachgiebigkeit gegen die ungläubigen Rebellen? Alba spricht von Schonung!“ —

„Hätte man auf meinen Rath gehört,“ entgegnete der Herzog, „so wäre nie jener Befehl erlassen worden, der uns so viel edles Blut schon gekostet hat.“

„Gegen Ketzer und Heiden,“ rief der Minister, „kann nur Feuer und Schwert helfen.“

„Jetzt," erwiederte Alba, „wo die Sache so weit gekommen ist, bleibt uns freilich kein anderes Mittel übrig. Aber der Krieg muß dann mit der nöthigen Energie geführt werden. Der Marquis von Mondejar ist einem solchen Kampfe nicht gewachsen. Ein erprobter Feldherr muß den Oberbefehl übernehmen."

„Wie Herzog Alba," bemerkte der König mit leisem Spott, den der Angeredete nicht zu bemerken schien. „Doch ich kann Deine Dienste nicht entbehren. In den Niederlanden droht ebenfalls der Aufruhr. Dort kannst Du Deinen Eifer und Deine Tapferkeit mir am besten beweisen."

Ein höhnisches Lächeln spielte um die Lippen des Ministers, während der Herzog sich unmuthig auf die Lippen biß, weil er dem ränkevollen Gegner weichen mußte, der den Oberbefehl gegen die Mauren einem seiner ergebenen Werkzeuge zugedacht hatte und bereits im Stillen triumphirte. Aber auch Espinosa täuschte sich in dem verschlossenen Charakter des Königs, der keinen anderen Willen als den seinigen kannte und die feinsten Berechnungen zu Schanden machte. Gespannt waren die Blicke aller Anwesenden auf seine Lippen gerichtet, indem jeder Einzelne hoffte, von ihm bevorzugt zu werden. Forschend und durchbohrend

schweiften Philipp's Augen über die Schaar der unterthänigen Höflinge, bis sie auf einem Jüngling hafteten, der kaum die Schwelle des Knabenalters überschritten zu haben schien. Unter der marmorweißen Stirn glänzten zwei blaue Augen voll feurigen Muth und ritterlicher Treue. Das blonde Haar verrieth seine nordische Abkunft und daß deutsches Blut in seinen Adern floß. Anmuth und fürstliche Würde sprachen aus seinen schönen Zügen, die eine große Aehnlichkeit mit dem Bilde Carl des Fünften zeigten. Erst seit Kurzem war der Sohn des deutschen Kaisers von seinem Halbbruder Philipp öffentlich anerkannt und unter dem Namen Don Juan de Austria zur Würde eines Prinzen erhoben worden.

Bis dahin hatte der Jüngling in tiefster Verborgenheit und Unkenntniß seiner hohen Abkunft unter der Aufsicht seines Erziehers Don Luis de Quixada auf dem Lande gelebt, wo er in allen ritterlichen Künsten geübt wurde und frühzeitig einen hochstrebenden Geist bekundete. Nach dem Tode Carl des Fünften in dem Kloster St. Yuste fand sein Sohn Philipp unter den testamentarischen Papieren seines Vaters ein Couvert mit dem Privatsiegel des verstorbenen Kaisers versehn und an ihn gerichtet. Als er es erbrach, wurde er von

dem Inhalt nicht wenig überrascht, indem er zum ersten Male erfuhr, daß er noch einen bisher ungekannten Bruder besitze. In diesem Schreiben erkannte Carl der Fünfte sein Verhältniß zu einem schönen Mädchen in Augsburg, Namens Barbara Blomberg und die Geburt eines Sohnes feierlich an. Zugleich bat er seinen Nachfolger, diesen seinen, bisher Geronimo genannten Sohn mit der Auszeichnung zu behandeln, die seinem Range und seiner Abkunft gebührte. Aus Rücksicht auf seinen Vater war Philipp sogleich bereit, die testamentarische Verfügung desselben zu ehren und seine letzten Wünsche zu erfüllen. Zuvor aber wollte er selbst seinen Bruder sehen und ihn mit seiner hohen Geburt bekannt machen.

Zur festgesetzten Stunde erhielt sein bisheriger Erzieher den Befehl, mit dem nichts ahnenden Knaben vor dem Könige zu erscheinen. Quixada selbst legte kostbare Kleider an, bestieg das beste Pferd und ritt in Begleitung einiger Diener dem Könige entgegen. An seiner Seite befand sich der junge Geronimo, welcher einfach gekleidet auf einem gewöhnlichen Zelter saß. Sie hatten kaum einige Meilen zurückgelegt, als der Schall von Huftritten den Wald, durch den sie ritten, erfüllte und die Nähe Philipp's und seines Jagdgefolges

verkündigte. Sogleich hielt der Erzieher, den der Knabe wie seinen zweiten Vater verehrte, sein Roß an, stieg ab und näherte sich mit der größten Ehrerbietung dem erstaunten Geronimo, indem er sich auf ein Knie niederließ und um die Erlaubniß bat, seine Hand küssen zu dürfen. Zugleich ersuchte er seinen Pflegebefohlenen, abzusteigen und den schlechten Zelter mit seinem ausgezeichneten Schlachtroß zu vertauschen.

Dieser glaubte zu träumen und war geneigt, das Ganze nur für einen Scherz seines Erziehers zu halten, wenn dessen ernster und würdevoller Charakter einer solchen Annahme nicht so sehr widersprochen hätte. Als er jedoch an der Wahrheit nicht länger zweifeln konnte, blitzte wohl durch seine junge Seele eine Ahnung seiner künftigen Größe, so daß er es ruhig geschehen ließ, als beim Aufsteigen ihm sein Vormund die Steigbügel hielt und auf das Pferd half, was er sonst nimmermehr gelitten hätte. Noch waren Beide nicht weit geritten, als Philipp mit seinem Hofstaate ihnen nahte. Quixada zeigte seinem Zögling den König und fügte hinzu, daß dieser ihm eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe. Hierauf stiegen sie ab und der Knabe kniete nach der Vorschrift seines Lehrers vor Philipp nieder, indem er um die Erlaubniß bat, ihm die Hand

küssen zu dürfen. Der König reichte ihm dieselbe hin und blickte ihm forschend in die treuen blauen Augen und in das rosige Gesicht, als suchte er darin die Züge ihres gemeinschaftlichen Vaters. Philipp schien mit der Prüfung zufrieden, indem er in den edlen Mienen lesen konnte, daß sein Bruder seiner Abstammung keine Unehre machen werde. Er stieg von seinem Pferde, umarmte den Knaben und sagte freundlicher als je: „Fasse Muth, mein Kind; Du stammst von einem großen Manne ab. Der Kaiser Carl der Fünfte, welcher jetzt unter den Seligen wohnt, ist mein und Dein Vater.“

Zugleich stellte er ihn den anwesenden Höflingen als seinen Bruder vor, die sich jetzt eifrig um die neue am Hofe aufgehende Sonne drängten. Geronimo wurde mit einem Schwert umgürtet und seinem Nacken die glänzende Kette des goldenen Vließes von der eigenen Hand des Königs umgehängt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht dieser Anerkennung, welche von dem Volke mit beifälligem Jubel aufgenommen wurde, da die schöne Gestalt und das ritterliche Wesen des Knaben nicht minder, wie sein wunderbarer Schicksalswechsel der leicht erregten Menge schmeichelte. — Don Juan de Austria, wie er von nun an hieß,

rechtfertigte vollkommen das Vertrauen des Königs und die Liebe des Volkes, die er sich im reichsten Maße zu gewinnen wußte. Zu seiner weiteren Ausbildung besuchte er die berühmte Univesität Alcala und zwar zu gleicher Zeit und in Begleitung seiner Verwandten Don Carlos und Alexander Farnese. Hier lebten die drei Jünglinge in innigster Freundschaft, alle Dreie berufen, in der Geschichte einen hervorragenden Platz einzunehmen, und zwar Don Carlos durch seine Irrthümer und Mißgeschicke, welche die Poesie eines Schiller verherrlichte, Alexander Farnese durch seine Tapferkeit und Don Juan de Austria durch seinen kriegerischen Ruhm, verbunden mit dem romantischen Zauber, welcher seine ritterliche Erscheinung umschwebte.

Reich an Kenntnissen, an Geist und Körper gleich vollendet, kehrte Don Juan an den Hof zurück, nur um denselben eben so schnell und zwar heimlich zu verlassen. Die berühmte Belagerung von Malta, wo eine Hand voll tapferer Ritter des Kreuzes der ganzen Macht des ottomannischen Reiches zur Zeit der höchsten Blüthe zu widerstehen wagte, hatte die Seele des Jünglings mit heiliger Begeisterung erfüllt. Aber er wollte nicht blos aus der Ferne ein müßiger Bewunderer bleiben, sondern auch das Schicksal und den Ruhm

jener Tapferen theilen. Da er wußte, daß Philipp ihm die Erlaubniß verweigern würde, so entfernte er sich heimlich von Madrid und schlug den Weg nach Barcelona ein, wo er mit der dort auslaufenden Flotte abzusegeln hoffte. Zu seinem größten Verdruß hatte dieselbe den Hafen bereits verlassen, dennoch beschloß er, hier auf eine günstige Gelegenheit zu warten, aber die wiederholten und strengen Befehle Philipp's, denen er nicht länger ungehorsam widerstehen durfte, riefen ihn nach Madrid zurück.

Dieser kühne Versuch war ganz dazu geeignet, ihm die größte Popularität bei einem Volke zu verschaffen, das von jeher durch abenteuerlichen Sinn und kühne Thaten sich ausgezeichnet hat. Don Juan's Name wurde in ganz Spanien fortan mit Bewunderung genannt und seine Landsleute sahen in ihm einen jugendlichen Helden, dem eine große Zukunft blühte. Selbst Philipp verzieh ihm seinen Ungehorsam und schien es nicht ungern zu sehn, daß ein so naher Verwandter des königlichen Hauses in einem so hohen Grade die öffentliche Gunst genoß, da Don Juan's Jugend und übrigen Verhältnisse jeden eifersüchtigen Gedanken und die Furcht vor einem Mißbrauch seiner Gaben vorläufig noch fern hielten. Noch mehr wurde der König in seiner günstigen

Meinung durch die Vorsicht bestärkt, welche der Prinz bei Gelegenheit der Umtriebe des Don Carlos zeigte, der ihn in seine unausführbaren Pläne mit hineinziehen wollte, was jener jedoch mit eben so großer Klugheit als Entschiedenheit zu vermeiden wußte. — Es war vielleicht die Erinnerung an die ihm bei dieser Gelegenheit bewiesene Treue, oder die Lust seine Höflinge und ihre ehrgeizigen Pläne zu täuschen, welche die Wahl des Königs leitete.

„Don Juan de Austria!“ rief der Herrscher. „Ich kenne Deinen Muth und Deine Ergebenheit, darum gebe ich Dir den Oberbefehl über mein Heer. Du wirst es gegen die Feinde meiner Krone und unseres heiligen Glaubens tapfer führen und die Rebellen vernichten.“

Mit erröthenden Wangen kniete der überraschte Jüngling vor seinem Herrn und Bruder und dankte ihm in beredten Worten für die ihm verliehene Auszeichnung, während die übrigen Höflinge und besonders der Minister Espinosa ihre Mißstimmung über die getäuschte Erwartung kaum verbergen konnten.

„Ich sehe,“ sagte Philipp, mit spöttischem Lächeln gegen die Versammlung gekehrt, „daß meine Wahl den

Beifall meiner Räthe findet. Herzog Alba ist gewiß mit mir einverstanden?"

„Ich verehre die Weisheit meines Königs," entgegnete dieser sich tief verneigend, „obgleich ich glaube, daß der erlauchte Prinz noch zu jung für eine so bedeutende und gefahrvolle Sendung zu sein scheint."

„Und ich hoffe," erwiederte Don Juan, „daß ich diesen Fehler mit jedem Tage mehr ablegen werde."

„Außerdem," bemerkte der König. „soll den Prinzen ein Kriegsrath meiner besten Heerführer zur Seite stehn, damit sein jugendliches Ungestüm durch die Ueberlegung des Alters gedämpft wird."

Der mißtrauische Philipp nannte sogleich die Namen einiger anwesenden Höflinge, welche Don Juan begleiten und zugleich beobachten sollten, ohne zu bedenken, daß er dadurch einen Zwiespalt und neue Uneinigkeit in der Leitung des Krieges nothwendiger Weise herbeiführen mußte. Schon am nächsten Tage verließ der Prinz Madrid, erfüllt von kühnen Siegesträumen, um sich nach Granada zu begeben. Die ganze Stadt war bei seinem Einzuge in Bewegung, in den Straßen drängte sich das Volk. Die Häuser und Paläste waren mit Blumen und goldgewirkten Teppichen geschmückt. Strahlende Augen der schönsten und edelsten Frauen von

Granada blickten vom hohen Balkon auf den schönen fürstlichen Jüngling nieder, dem ein so glänzender Ruf voranging. Vor den Thoren der Alhambra empfing ihn ehrfurchtsvoll der Commandant derselben, an dessen Seite sich die holde Leonor, seine Tochter, befand.

Nachdem Don Juan einige Worte mit dem Vater gewechselt, begrüßte er mit ritterlichem Anstande die schöne Tochter, deren edle Erscheinung ihn wie Jeden, der ihr näher trat, mit unwiderstehlicher Gewalt fesselte. Das bleiche, von geheimem Schmerz verklärte Gesicht übte auf den Prinzen einen so mächtigen Zauber aus, so daß er zum er zum ersten Male in seinem Leben ein bisher nie gekanntes Gefühl empfand. Gern nahm er daher die höfliche Einladung des Commandanten an, indem er hoffen durfte, im Verlaufe der Zeit Leonor mit seiner schnell erwachten Neigung bekannt zu machen. Auch sie schien ihm eher entgegenzukommen, als auszuweichen, so daß er sich der süßesten Täuschung überließ, die Myrthe der Liebe mit dem Lorbeer des kriegerischen Ruhmes um sein jugendliches Haupt zu flechten. Mitten in seinen Plänen für den bevorstehenden Kampf umschwebte ihn das Bild der reizenden Jungfrau, für die er eine eben so ehrfurchtvolle, als innige Liebe hegte.

Nach jenem letzten Zusammentreffen mit dem Maurenkönig war Leonor in Begleitung ihres ehrwürdigen Lehrers nach Granada zurückgekehrt, fest entschlossen, ihr gegebenes Versprechen zu erfüllen und den Schleier zu nehmen. Ihr Vater aber widersetzte sich diesem frommen Vorhaben und wußte im Verein mit dem mächtigen Präsidenten der Audiencia alle ihre zu diesem Zwecke gethane Schritte zu vereiteln. Sie wurde wie eine Gefangene gehalten und durfte sich nicht mehr aus dem Bereiche der Alhambra entfernen. Die Ankunft des Prinzen und die ehrfurchtsvolle Neigung, die er bei jeder Gelegenheit ihr bewies, erfüllte sie mit der Hoffnung, durch sein Ansehn alle Hindernisse zu besiegen und ihr Ziel zu erlangen. In ihrer reinen Seele dachte sie durch ein solches Opfer den Himmel zu versöhnen und mit Hülfe der Heiligen Aben-Humeya vielleicht zu retten, indem sie noch immer glaubte, daß der Geliebte von seinen Irrthümern zurückkommen und als ein Reuiger in den Schooß der christlichen Religion wiederkehren würde. Sie betrachtete seine Bekehrung und die Beendigung des blutigen Krieges durch ihre Vermittelung als die Aufgabe ihres Lebens. Wenn sie dieses Ziel erreicht, wollte sie für immer von der Welt

Abschied nehmen und sich in den Mauern eines Klosters begraben.

Von dieser schwärmerischen Idee tief erfüllt, wartete sie nur auf den günstigen Augenblick, um den Prinzen in das Geheimniß ihrer Seele einzuweihen. Bis dahin mußte sie seine Bewerbungen dulden, die sich stets in den ehrfurchtsvollen Schranken hielten. Die unaussprechliche Würde, eine mit Demuth gepaarte Jungfräulichkeit, womit sie ihm begegnete, zog ihn nur noch mehr an, statt ihn abzuschrecken und vermehrte nur noch die Gluth seines Herzens. Aber er blickte zu ihr empor wie zu einer Heiligen, und kein unreiner Gedanke mischte sich in die edle Liebe des Jünglings, die mehr einer überirdischen Anbetung als einer sinnlichen Neigung glich. Leonor benutzte diese Stimmung, um zunächst ihn für ihre Absichten unmerklich zu gewinnen, indem sie ihn für das Schicksal der Mauren in Granada milder zu stimmen suchte.

Der Präsident der Audiencia, erbittert über den kaum zu bezweifelnden Tod Don Diego's, seines nächsten Anverwandten, verdoppelte jetzt seinen Haß und die Strenge gegen das unglückliche Volk; er wollte von keiner Schonung mehr wissen, und hatte einen neuen Plan ersonnen, der vollkommen geeignet war, den Bei=

fall des zornigen Despoten zu finden. Unter dem Vorwande, daß die in Granada noch verweilenden Morisko's mit ihren empörten Landsleuten im Gebirge fortwährende Verbindungen unterhielten, sollten jene gezwungen werden, die Stadt zu verlassen und mit im Innern des Landes ihnen angewiesenen Wohnsitzen zu vertauschen. Philipp zögerte nicht, diesen entsetzlichen Rath zu befolgen und die bis jetzt vollkommen ruhige maurische Bevölkerung zur Verzweiflung zu treiben. Eine solche Maßregel kam einer völligen Vernichtung gleich und erfüllte die Unglücklichen mit Furcht und Entsetzen.

In einem längeren Gespräche suchte Leonor das Verderbliche eines solchen Beschlusses dem Prinzen auseinanderzusetzen, indem sie sein Mitleid und seine Großmuth in feurigen Worten anrief.

„Wie können wir hoffen," sagte die edle Jungfrau, „auf diesem Wege das Herz des bejammernswerthen Volkes zu gewinnen und mit uns zu versöhnen? — Eine derartige Maßregel widerspricht allen Lehren des Christenthums, das uns Mitleid mit den Verirrten, Schonung mit den Verführten empfiehlt."

„Dem Befehl des Königs muß gehorcht, er muß ausgeführt werden, so schwer es mir auch fällt und so

wenig ich mit dieser unnöthigen Strenge auch einverstanden bin. Wir haben es mit einem eben so gefährlichen, als mächtigen Feind zu thun und müssen daher alle seine Hülfsquellen ihm abzuschneiden suchen."

„Ich glaube, daß es noch ein anderes Mittel giebt, diesen traurigen Krieg zu beenden. O ich wollte nur eine Stunde an Eurer Stelle sein, mein edler Prinz!"

„Und was würdet Ihr thun, wenn Euer Wunsch erfüllt würde, Sennora?"

„Ich würde durch Liebe und Barmherzigkeit, wie unser Heiland, das irregeleitete Volk und seinen König zum Gehorsam zurückbringen und für unseren heiligen Glauben zu gewinnen suchen."

„Wenn man Euch reden hört, sollte man glauben, daß Ihr eine Freundin dieser Ungläubigen und des verruchten Maurenkönigs seid."

„Ich kannte ihn," erwiederte Leonor erröthend, „als er noch Don Fernando di Valor hieß und einer der edelsten Ritter in Granada war, damals liebte ich ihn, wie ich ihn noch heute liebe, wenn ich auch für immer entsagt habe. Ich glaubte, mein Prinz, Euch dieses Geständniß schuldig zu sein, und nur jungfräuliche Scham, der Ihr verzeihen werdet, hat mich abgehalten, es Euch früher abzulegen."

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf den Prinzen das unerwartete Bekenntniß Leonor's; seine Wangen erbleichten und über sein edles Gesicht lagerte sich die tiefste Trauer. Ein unaussprechlicher Schmerz, die Qual verschmähter Liebe und das brennende Gefühl der Eifersucht erfüllten sein Herz, Haß und Rache stürmten durch die Seele des leichtbewegten Jünglings. Aber bald siegte wieder die edlere Natur über den finsteren Dämon der Leidenschaft, die ihm eigene heitere Ruhe kehrte wieder in das Antlitz zurück, nur ein schmerzliches Lächeln um die feingeschnittenen Lippen und das gedämpfte Feuer der sonst siegesgewiß strahlenden Augen bekundeten den niedergekämpften Sturm in seinem Innern und die Verwüstungen, die dieser zurückgelassen.

„Ich danke Euch, Sennora," sagte der Prinz nach einer Pause, „für Euer Vertrauen, durch das Ihr nur wo möglich in meiner Achtung steigen konntet. Auch begreife ich jetzt die Theilnahme, welche Ihr den Mauren und ihrem Fürsten schenkt. Doppelt muß ich es darum bedauern, daß ich nicht die Macht besitze, Eure Wünsche zu erfüllen. So sehr ich aber auch den Ruhm liebe, so würde ich gern meine Hand dazu bieten, diesen traurigen Krieg so schnell als möglich zu beenden, obgleich ich

leider keine Möglichkeit sehe, dies Ziel auf einem andern als auf dem bisherigen Wege zu erreichen."

„Verzeiht," entgegnete Leonor mit sanfter Stimme, „wenn ich Eure tapfere Hand noch zurückhalte, ehe sie zum Schwerte greift. Ich weiß, daß Aben Humeya, trotzdem er öffentlich von unserem heiligen Glauben abgefallen, in seinem Herzen Christ geblieben ist. Ein Mann, wie er, kann irren, aber nicht für immer sein Ohr der Wahrheit verschließen. Auch glaube ich," setzte sie erröthend hinzu, „daß er mich nicht vergessen hat, daß ich noch immer einige Macht über sein Herz besitze. Tag und Nacht habe ich auf meinen Knieen gelegen und zu der heiligen Jungfrau gebetet und um Kraft gerungen, den Verirrten zurückzuführen und diesem unseligen Blutvergießen ein Ende zu machen. Laßt mich als Friedensboten vor ihm hintreten und gestattet mir in Eurem Namen und im Namen des Königs, Eures Bruders, mit dem Maurenfürsten zu unterhandeln. Ich fühle, daß der Himmel nicht den Tod des Sünders will, daß nicht der Haß, sondern die Liebe allein über die Hölle siegen wird."

Bewundernd blickte Don Juan auf die Jungfrau, deren ganze Erscheinung wie von einem überirdischen Glanze umschwebt schien. Eine andere Liebe als die

der Sterblichen sprach aus den frommen Augen, die sie bittend auf ihn richtete. Unwillkürlich beugte er sein Knie vor der heiligen Gewalt, welche von ihr ausging und in der sich der Himmel selbst zu offenbaren schien.

„Ich will thun," sagte der Prinz tief ergriffen, „was Ihr mir rathet."

„Gelobt sei Gott!" rief begeistert Leonor. „Er wird mir die Kraft verleihen, ein Wunder zu bewirken und die Ungläubigen durch Liebe zu bekehren. Nicht mit dem Schwerte, mit der Palme werde ich siegen wie die Heiligen und Märtyrer, welche durch Sanftmuth, Duldung und die Stärke ihres Glaubens Reiche erschütterten, Throne stürzten und die mächtigsten Völker dem Evangelium unterwarfen. Zur rechten Stunde wird der Herr meinen Worten die Gewalt über das Herz der Verirrten leihen und meine Rede mit seinem heiligen Geiste erfüllen. Euch aber, edler Prinz, wird ein höherer Ruhm strahlen, als der Glanz der Waffen zu geben vermag. Ein ganzes Volk wird in Euch seinen Wohlthäter verehren und Euren Namen, Euer Angedenken für immer segnen, während ich bis zu meinem Tode diesen Augenblick nicht vergessen und wie einen Bruder, den der Himmel mir versagt, Euch lieben will, wenn Ihr meine Liebe nicht verschmäht."

Mit dem Zauber der Unschuld reichte sie dem Prinzen ihre Hand, die dieser glühend an seine Lippen preßte. Der ritterliche junge Held legte seinen Ruhm, seine Zukunft zu den Füßen der gottbegeisterten Jungfrau nieder, welche ihn an jene ersten, heiligen Erscheinungen des Christenthumes mahnte, die durch die Macht der Religion die Welt besiegten. Ausgerüstet mit seiner Vollmacht und mit seiner Hülfe verließ Leonor heimlich und nur von einem vertrauten Diener begleitet, Granada, um sich in die Alpujarras zu begeben, wo sie den Maurenkönig aufsuchte und zu bekehren hoffte.

VII.

Die Furcht vor der Entdeckung ihres Verrathes gegen Aben-Humeya ließ die ränkevolle Zahara länger keine Ruhe finden; jeden Augenblick erwartete sie von ihm zur Rechenschaft gezogen zu werden. Dazu kam, daß sie wirklich für Don Diego, welcher sein kühnes

Unternehmen mit dem Leben bezahlte, eine innigere Neigung gefaßt hatte, als sonst in ihrer flüchtigen Natur lag. Wäre er am Leben geblieben, so hätte er wahrscheinlich das Loos seiner Vorgänger in ihrer Liebe getheilt, sie hätte ihn zuerst wieder aufgegeben, nachdem er lange genug in ihren Netzen geschmachtet. Aber sein Tod umgab ihn in ihren Augen mit dem Nimbus des Helden; sie beklagte ihn aufrichtig und sann aus doppelten Gründen von nun an nur auf Rache an seinem Mörder.

Ihr einziger Vertrauter war zugleich ihr Mitschuldiger, jener junge Officier, der den Spaniern die Thore der Festung geöffnet, Liebe und Verbrechen fesselten ihn an das listige Weib, welches ihn mit dem unwiderstehlichen Zauber der Schönheit und Sinnlichkeit umstrickt hielt. In ihren Armen vergaß Alguazil die seinem Könige schuldige Treue, und es fiel ihr nicht schwer, ihn für ihre ferneren Pläne zu gewinnen.

Trotzdem Aben=Humeya bisher alle Angriffe der Spanier siegreich zurückschlug und sich auf seinem Throne behauptete, litt er in der Tiefe seiner Seele an einer unbezwinglichen Schwermuth. Die Macht, die ihm zu Theil geworden, konnte ihn nicht befriedigen, sie hatte für ihn den Reiz der Neuheit verloren. Allmälig

lernte er die Schattenseiten seiner hohen Stellung kennen, die Falschheit der ihn umgebenden Höflinge, die Zwietracht der Parteien, die Unzuverlässigkeit und den Wankelmuth des Volkes, selbst die Treulosigkeit seiner nächsten Verwandten, welche ihn um die Krone beneideten. Unter diesen genoß der geflüchtete Aben-Aboo, ein eben so kühner als angesehener Maure, sein vollstes Vertrauen, so daß er diesem den Oberbefehl über die afrikanischen Hülfstruppen übertrug, einen wilden, widerspenstigen Menschenschlag, dem der junge König in Anbetracht ihrer ausgezeichneten Dienste manche Ausschweifung nachsehen mußte.

Weit schmerzlicher und quälender als die Sorgen der Regierung war der innere Zwiespalt, in den Aben-Humeya seit seiner letzten Begegnung mit der frommen Leonor von Neuem gerathen war. Der seelenlose, auf die äußere, sinnliche Welt gerichtete, Mahomedanismus vermochte unmöglich die Ansprüche seines tieferen Gemüthes zu befriedigen und sein Herz auszufüllen. Seine Lebensrichtungen, seine ganzen Anschauungen wurzelten in dem heiligen Boden des Christenthums, so daß er sich in einem fortwährenden Widerspruch mit seiner maurischen Umgebung und seiner eigenen Ueberzeugung befand. Er sah sich dadurch zu einer unerträglichen

Heuchelei gezwungen, und es gab Stunden und Tage, wo der Einfluß seines klugen Oheims, dem er die Krone verdankte, ihn nur mit Mühe noch zurückhielt, die furchtbare Last abzuwerfen und dem inneren Kampfe ein Ende zu machen. In solchen Augenblicken tauchte das Bild der früheren Geliebten mit einer Gewalt in seiner Seele auf, daß er Alles ringsumher vergaß, um in der Erinnerung zu schwelgen und sich der heißesten Sehnsucht zu überlassen. In solcher Zeit duldete er keinen Menschen in seiner Nähe; seine Augen füllten sich mit Thränen, sein Herz war voll Reue, und längst vergessene Gebete aus seiner Kinderzeit schwebten auf seinen Lippen. Heimlich zog er den Rosenkranz, ein Andenken Leonor's, das er verborgen auf seiner Brust trug, hervor und küßte das Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, auf dem einst ihr süßer frommer Mund geruht.

Mit diesen Anfällen der tiefsten Schwermuth wechselten Ausbrüche der wildesten Lust und Zerstreuungssucht, durch die er das mahnende Gewissen und die innere Unruhe vergebens zu betäuben suchte. Dann kehrte er zu der schönen Zahara wieder zurück, welche, jemehr sie ihn haßte, eine desto größere Liebe ihm heuchelte. Ihr verschwiegener Palast verwandelte sich in einen Tempel

der Freude, wo das Vergnügen seine wilden Orgien feierte. Die Tische brachen unter der Last der ausgesuchtesten Speisen, in silbernen und goldenen Gefäßen funkelte der feurige, spanische Wein, dessen Gluth von dem Schnee der Sierra gekühlt wurde. Zum Aerger aller frommen Mauren überließ sich der junge König dem von dem Prophten streng verbotenen Genuß, wodurch er kein geringes Aergerniß den Gläubigen gab. Den Mittelpunkt dieser Feste bildete die reizende Zahara; in verführerischer Kleidung sang sie zu der maurischen Zither feurige Liebeslieder, welche noch mehr als der oft im Uebermaß getrunkene Wein ihn berauschten. Bald erschien sie als bezaubernde Fee, im leichten durchsichtigen Gewande mitten in der Schaar gleich gekleideter Nymphen, die nur zur Folie der schönen Herrin dienten, ihn in gaukelnden Tänzen umschwebend und alle seine Sinne entzückend, bald kam sie als wilde Bachantin, den goldenen Becher mit dem berauschenden Trank ihm reichend, bis er übersättigt und ermüdet in ihren Schooß sank.

In solchen Stunden, wo der unglückliche König seine edlere Natur verleugnete und der Schwäche unterlag, wußte sie geschickt seine geheimsten Gedanken zu belauschen und seine Pläne zu erspähen, welche sie sogleich

dem mit ihr verschworenen Alguazil mittheilte. Durch Gewährung und eben so schlaue Versagung der höchsten Gunst hatte sie die glühende Leidenschaft des jungen Officiers, der sich stets in der Umgebung des Fürsten befand und zu dessen vertrautesten Dienern zählte, in einem Grade zu entflammen gewußt, daß derselbe keinen anderen Willen als den der ränkevollen Herrin hatte. Mehr als einmal hatte sie ihn schon aufgefordert, den schlafenden Aben-Humeya zu ermorden, bis es ihr endlich gelungen war, seine Bedenken und den letzten Rest der Treue zu überwinden. Leise öffnete sie die Vorhänge des Schlafgemaches, wo der König nach einer eben gefeierten Orgie auf das purpurne Lager hingesunken war und unruhig träumte.

„Muth!" flüsterte das entsetzliche Weib dem zitternden Alguazil zu. „Ein sicherer Stoß befreit mich von dem Verhaßten und ich bin für immer Dein."

Schon zog der Officier den funkelnden Dolch aus seinem Gürtel und näherte sich dem schlummernden König, schon schwang er die tödtliche Waffe zum Stoße ausholend, als sein Blick auf den Rosenkranz fiel, der durch das verschobene Schlafgewand sichtbar wurde.

„Siehst Du das Amulet, welches er auf der Brust trägt?“ fragte er leise.

„Was kümmert es Dich? Schnell! vollende, ehe er erwacht, sonst sind wir Beide verloren.“

„Es ist als ob ein Zauber meine Hände fesselte. Ich habe gehört, daß Aben-Humeya einen Talisman besitzt, der ihn vor Hieb und Schuß sicher macht.“

„Thörichter Aberglaube! Doch, wenn Du Dich davor fürchtest, so will ich das Amulet zuvor entfernen. Tritt einen Augenblick hinter den Vorhang zurück und komme, wenn ich Dir winke.“

Vorsichtig wie eine Schlange umschlang Zahara den Hals des Schlummernden, indem sie leise den Rosenkranz ihm zu rauben suchte. Aber so zart und gewandt sie auch dabei zu Werke ging, so konnte sie es nicht verhindern, daß Aben-Humeya darüber erwachte und sie mit offenen Augen mißtrauisch anstarrte.

„Was willst Du?“ frug er auffahrend.

„Verzeih meiner Neugierde,“ entgegnete sie schnell gefaßt, „meiner Eifersucht. Ich wollte nur sehen, welch geheimes Liebespfand Du vor mir verbirgst.“

Mit einer zornigen Geberde riß ihr der König den theuren Rosenkranz aus den Händen, indem er ihn schnell wieder unter seinem Kleide verbarg.

„Berühre nicht das Heiligste, was mir geblieben!" rief er mit einem Tone, vor dem selbst die entschlossene Zahara zitterte.

Nur durch ihre demüthigsten Bitten und Entschuldigungen gelang es ihr, seinen Unmuth zu besiegen und ihn zu versöhnen, obwohl ein finsteres Mißtrauen, eine tiefe Verstimmung in seiner Seele zurückblieb. Zahara sah sich durch diesen unerwarteten Zwischenfall genöthigt, ihre mörderischen Pläne, wo nicht aufzugeben, so doch wenigstens auf eine gelegenere Zeit zu verschieben. Vor Allen zürnte sie aber ihrem Mitschuldigen, den sie mit Vorwürfen wegen seiner Feigheit überhäufte und durch ihren schneidenden Hohn zur Verzweiflung brachte, so daß er vor keinem Verbrechen mehr zurückschreckte und ihr feierlich gelobte, ihr unbedingt zu folgen. Von der Nothwendigkeit überzeugt; daß sie sich um jeden Preis Aben-Humeya's entledigen müßte, weil sie täglich trotz ihrer vollendeten Heuchelei von ihm durchschaut oder verrathen zu werden fürchtete, hatte sie in ihrem erfinderischen Gehirn einen neuen und, wie es ihr schien, weit sicherern Anschlag ersonnen, zu dessen Ausführung sie die Hülfe ihres Mitverschworenen bedurfte.

Der König, welcher einige Zeit gegen die Spanier unthätig geblieben war und dadurch die Unzufriedenheit der Mauren erregte, hatte den Beschluß gefaßt, die unterdeß muthig vordringenden Feinde zu überfallen und vielleicht mit einem einzigen kräftigen Schlage das ihm entgegenstehende Heer zu vernichten. Hauptsächlich rechnete er dabei auf die tapferen, afrikanischen Hülfstruppen, welche unter dem Oberbefehl seines Verwandten, des allgemein beliebten Aben-Aboo, standen. Dieser hatte eine starke Abtheilung dem wilden Färber anvertraut, der seit dem Sturm auf die Kirche gegen Aben-Humeya einen geheimen Haß nährte, weil dieser ihm seine schöne Beute entrissen und außerdem der bedeutenden Stellung als einen der Hauptführer der Empörung enthoben hatte.

Auf diese Verhältnisse, deren Kenntniß sich die schlaue Zahara geschickt zu verschaffen wußte, baute sie einen neuen Plan, um den König sicher zu verderben. Sie wußte, daß Aben-Humeya einen Boten seinem Verwandten schicken wollte mit dem schriftlichen Befehl, zur bestimmten Stunde den nichts ahnenden Spaniern in den Rücken zu fallen, während er selbst mit seiner Hauptmacht sie von Vorn anzugreifen beabsichtigte. Nachdem sie den mitschuldigen Alguazil in ihren An-

schlag eingeweiht, suchte dieser sich unter einem Vorwande auf kurze Zeit zu entfernen. Heimlich lauerte er in einer einsamen Schlucht auf den Boten, den er überfiel und tödtete, worauf er sich des königlichen Briefes bemächtigte, der sogleich von ihm vernichtet wurde.

Da der junge Officier stets in der Umgebung und nächsten Nähe seines Fürsten gelebt und oft sogar, indem es ihm keineswegs an Bildung fehlte, die Stelle eines geheimen Sekretairs bei jenem versehen hatte, so konnte es ihm nach einiger Uebung nicht schwer fallen, die Handschrift seines Herrn auf das Täuschendste nachzuahmen. Auf Zahara's Befehl hatte er ein falsches Schriftstück anfertigen müssen, worin Aben=Aboo beauftragt wurde, sogleich und ohne Aufschub die afrikanischen Hülfstruppen auf die eine oder die andere Weise aus dem Wege zu räumen, da ihre Widerspenstigkeit und Insubordination allerdings gerechten Grund zu einer solchen Klage gab und kaum noch länger zu ertragen war. Zur Bekräftigung eines so außerordentlichen Auftrags war dem gefälschten Briefe das königliche Siegel beigedückt, das Zahara auf kurze Zeit sich heimlich zu verschaffen wußte.

So ausgerüstet, erschien Alguazil, der aus Liebe zum Verbrecher geworden war, in dem Lager Aben-Aboo's als Ueberbringer einer königlichen Botschaft. Nachdem er den Oberbefehlshaber ehrfurchtsvoll begrüßt, überreichte er mit einer tiefen Verneigung den verhängnißvollen, gefälschten Brief. Der Oberbefehlshaber glaubte seinen eigenen Augen nicht, wiederholt irrten seine Blicke über den schwarzen Inhalt der Zeilen, als fürchtete er, sich immer von Neuem getäuscht zu haben. Zuletzt durfte er nicht länger zweifeln; es war die ihm wohlbekannte Handschrift des verwandten Fürsten, sein königliches Siegel und der Ueberbringer ein hochgestellter, mit dem Vertrauen Aben-Humeya's beehrter Officier. Furcht und Abscheu erfüllten die Seele des tapferen Aben-Aboo, welcher vor einem Befehl zurückschauderte, dessen verderbliche Folgen er vollkommen einsah und der ihn selbst zum Henker seiner besten, wenn auch zuweilen insubordinirten Truppen und Waffengenossen erniedrigte. Das Entsetzen malte sich auf seinen bleichen Wangen und er schwankte in banger Ueberlegung, ob er dem eben so grausamen, als verderblichen Auftrage Folge leisten sollte, oder nicht?

Trotzdem der Befehl so bestimmt lautete, daß ein Aufschub, oder ein Zögern nicht statthaft schien, wagte

er doch nicht die ganze Verantwortung allein auf sich zu nehmen. Deshalb wandte er sich, nachdem er sich von dem ersten furchtbaren Eindrucke des Schreibens erholt hatte, an den Ueberbringer der blutigen Botschaft, den er von früher als einen ausgezeichneten Officier kannte.

„Ich setze voraus," sagte er zögernd, „daß Ihr mit dem traurigen Inhalte dieses Schreibens vertraut seid, da Ihr stets in der Nähe des Königs lebt und zu seinen ergebensten Dienern gehört. Ja ich muß auch annehmen, daß man nicht ohne Absicht gerade Euch zu diesem Zwecke gewählt hat, da jeder Andere kaum einen Zweifel übrig ließe, daß der Brief gefälscht sei."

„Ihr irrt Euch nicht," entgegnete der Verräther mit seltener Fassung, „und Euer Scharfblick hat Euch nicht getäuscht. Ich weiß, welch ein schweres Werk Euch aufgetragen und bedauere doppelt, daß ich der Ueberbringer eines solchen Befehls sein mußte, aber ich bin dem Könige Gehorsam schuldig, so wie ich nicht daran zweifle, daß auch Ihr Euch seinem Willen beugen werdet."

„Kaum bleibt mir noch ein anderer Weg übrig, obgleich ich in der That nicht weiß, wie ich den mir

befohlenen Auftrag ausführen soll. Die afrikanischen Truppen werden sich nicht ohne Widerstand hinschlachten lassen."

„Sollte uns nicht ein schnell tödtliches, ihrem Essen beigemischtes Gift zum Ziele führen? Wenigstens war dies die Meinung des Königs, die er mir im Geheimen mitgetheilt."

„Ein solcher Plan," erwiederte der tapfere Oberbefehlshaber, widerstrebt meiner innersten Natur. Ich bin kein Meuchelmörder, und wenn die Verurtheilten durchaus sterben müssen, so sollen sie wenigstens, wie es so muthigen Kriegern ziemt, durch das Schwert fallen."

„Ihr vergeßt nur, daß eine so große Zahl sich nicht gutwillig ergeben wird, auch dürfte es uns an den nöthigen Henkern und der Macht fehlen, den Willen des Königs auszuführen. Unter solchen Verhältnissen bleibt uns wohl keine andere Wahl, als einen Kriegsrath zusammen zu berufen und dessen Ansicht zu vernehmen."

„Ich halte es für gefährlich, wenn das Geheimniß allzuviele Mitwisser hat."

„Wenigstens müssen wir Aben=Farax, als einen der Hauptführer, in dasselbe einweihen, da er Muth und

Entschlossenheit besitzt und außerdem in hohem Ansehen bei dem übrigen Heere steht."

Mit diesem Vorschlage, der von Zahara herrührte und auf den rachgierigen Charakter des wilden Färbers berechnet war, schien auch der Oberbefehlshaber vollkommen einverstanden. Der kühne Aben-Farax wurde gerufen und sogleich mit dem vermeintlichen Auftrage des Königs bekannt gemacht. Während er aber scheinbar seine Zustimmung zu der grausamen Ermordung der afrikanischen Truppen gab, hatte er heimlich den Beschluß gefaßt, mit ihrer Hülfe den ihn verhaßten Usurpator zu stürzen und die Gelegenheit zu benutzen, um die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen. Eilig stürzte er in das Lager, wo er die ihm ergebenen Anführer um sich versammelte und durch seine Mittheilungen zur höchsten Wuth entflammte.

„Nieder mit dem Mörder!" schrieen die verwegenen Soldaten, indem sie zu den Waffen griffen.

Vergebens suchte der Oberbefehlshaber die erbitterten Krieger zu beschwichtigen; sie kündigten ihm den Gehorsam auf und verlangten mit drohendem Geschrei nicht nur die Absetzung, sondern den Tod des verrätherischen Königs. Schlau wußte der verschlagene Alguazil ihren Zorn noch zu steigern, während der rasende Färber sich

an die Spitze der Empörer stellte, um sogleich Rache an dem Tyrannen zu nehmen. Mit den Afrikanern verbanden sich die übrigen Mauren, nicht minder entsetzt und empört über die grausame Hinterlist und vermeintliche Undankbarkeit. In stürmischer Berathung wurde der Beschluß gefaßt, den König ohne Mitleid zu überfallen, zu ermorden und die Krone dem allgemein geachteten Aben=Aboo anzubieten.

Während dieser Vorfälle hatte die treue Leonor nach einer beschwerlichen Wanderung durch das unwirthbare Gebirge Lajaron, die neue Residenz des Maurenkönigs erreicht. Aus Vorsicht hatte sie ihre weibliche Kleidung mit einer zweckmäßigen Männerkleidung vertauscht, außerdem war sie mit einem Vollmachtschreiben von dem Prinzen versehen, worin ihr die Eigenschaft eines Gesandten förmlich beigelegt wurde, um ihre Unverletzbarkeit zu sichern. In fast unkenntlicher Gestalt, da sie auch ihr Gesicht dunkel gefärbt und die langen Locken abgeschnitten, erschien sie vor dem Maurenkönig unter dem Vorwande, mit ihm im Namen Don Juan's de Austria wegen der Auswechslung der gegenseitigen Gefangenen zu unterhandeln. Beim Anblicke des geliebten Mannes erfaßte sie ein inneres Beben, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe und kaum

vermochte sie sich noch aufrecht zu erhalten. Die bleichen Wangen, das gedämpfte Feuer seiner Augen, die düsteren Wolken auf der sonst so klaren Stirn verriethen den geschärften Blicken der Liebe einen tiefen Seelenschmerz, die Qual seines Innern. Auch er, obgleich er Leonor in ihrer Kleidung nicht sogleich erkannte, fühlte sich wunderbar bewegt und zu dem fremden Gesandten hingezogen.

„Ich bitte um ein geheimes Gehör," sagte Leonor, sich tief verneigend, nachdem sie die nöthige Ruhe und Fassung wiedergewonnen hatte.

Auf einen Wink des Königs entfernten sich die ihn umgebenden Höflinge und Räthe, so daß Beide allein in dem prächtigen Audienzsaale blieben.

„Was habt Ihr mir mitzutheilen?" fragte Aben-Humeya freundlich.

„Fernando!" rief Leonor tief bewegt und keines andern Wortes mächtig.

Bei dem bekannten Tone ihrer Stimme sprang er von dem goldenen Thronsessel freudig erschrocken empor, als hätte er den Ruf eines Engels vernommen.

„Nein, nein!" klagte er. „Ich täusche mich von Neuem. Es ist nur ein Phantom, ein Traum meiner aufgeregten Sinne."

„Du irrst Dich nicht. Ich bin es, Deine Leonor.“

Ehe sie ihn noch hindern konnte, lag er zu ihren Füßen, mit heißen Thränen und Küssen ihre weißen Hände bedeckend.

Ein tiefes Schweigen herrschte in dem stillen Gemache; einen kurzen Augenblick verschwand den Liebenden die ganze Welt, im gegenseitigen Anschauen versunken und berauscht von der Seligkeit des Wiedersehens.

„So bist Du doch zu mir gekommen,“ sagte er entzückt nach einer langen bedeutungsvollen Pause. „Ich halte Dich in meinen Armen fest und Du willst mich nie verlassen. O sprich mit mir, damit ich es weiß, daß Du es bist, daß mich nicht ein Traum, ein Phantasiegebilde äfft.“

„Höre mich ruhig an; was ich Dir zu sagen habe, ist von der höchsten Wichtigkeit für mich und Dich.“

„Rede getrost, denn hier sind wir vor jedem Lauscher sicher. O! nun ist Alles gut und ich habe keinen Wunsch mehr auf der Erde. Meine heiße Sehnsucht ist gestillt, und vor Deinem Anblick müssen die finsteren Geister, die mich quälen, entfliehen. Ach! Du weißt nicht, was ich seit unserer Trennung gelitten habe. Himmel und Hölle rangen und stritten sich in meiner

Brust, aber Du bringst mir den Frieden und die Ruhe der Seeligen."

„Wohl wünsche ich," entgegnete Leonor, „Dir und uns Allen den ersehnten Frieden zu verschaffen. Dieser Gedanke allein hat mich hergeführt und gab mir Kraft und Stärke. Bei Tag und Nacht habe ich zu dem Erlöser und der heiligen Jungfrau gefleht, daß sie Dein Herz rühren, Deinen Geist erleuchten mögen, damit Du zurückkehrst zu dem Glauben Deiner Mutter und in den Schoos der allbarmherzigen Kirche."

„So war es Dein Gebet, das mich Tag und Nacht umschwebte, Deine süße Stimme, die mich in meinen Leiden tröstete und wie die Mutter dem verirrten Kinde zurief: Ich bin die Liebe und lasse nicht von dir. Mitten in der Fülle meiner königlichen Macht und Herrlichkeit fühlte ich mich einsam und verlassen, meine Seele durstete nach dem wahren Heil, nach dem ewigen Quell der Gnade, düstere Verzweiflung erfaßte mich, weil ich nicht dahin gelangen konnte. Nun schickt mir der Himmel selbst in Dir den Boten seiner Huld, der mich leiten wird zu jener überirdischen Seligkeit."

„Wie," fragte Leonor freudig überrascht, „Du selbst bist zur Erkenntniß gekommen? Das Wunder ist geschehen und das Licht der Wahrheit leuchtet Dir bereits.

Gepriesen sei Gott und alle Heiligen dafür! Wohlan! was zögerst Du noch, Gott die Ehre zu geben und seinen Namen freudig zu bekennen? — Der edle Prinz, der mich zu Dir gesendet, streckt Dir seine Bruderarme erwartungsvoll entgegen, er will vergessen und verzeihen, Dich und die Deinigen mit Liebe und Erbarmen umfassen. Er ist ein frommer Christ, aber im Sinne des Heilandes, gnädig den Sündern, voll Milde und Duldung. Statt der früheren Grausamkeit und Strenge wird er Schonung und Nachsicht üben, nicht mit Feuer und Schwert, durch Großmuth und Ueberzeugung will er fortan die Verirrten bekehren und zu dem einzig wahren Glauben zurückführen. An Dir ist es jetzt, Deinem Volke voranzugehen und ein für ewige Zeiten leuchtendes Beispiel zu geben. Wirf ab die Last der goldenen Krone, den täuschenden Glanz, die vergängliche Herrlichkeit der Welt, die Dein edles Herz nicht befriedigen konnte. Höre auf die Geisterstimme Deiner Mutter, welche in diesem Augenblick segnend vom Himmel ihre Hände über Dich breitet, höre auf den Ruf der Liebe, die mich zu ihrem schwachen Werkzeug auserwählt und durch meinen Mund Dir Frieden, Ruhe und Versöhnung bietet."

Hingerissen von ihrer eigenen Begeisterung war die fromme Jungfrau zu den Füßen des Königs hingesunken, die Hände zum brünstigen Gebet gefaltet. Aus der Tiefe ihrer Seele flehte sie zum Himmel, dem noch immer schwankenden Geliebten die nöthige Kraft zu verleihen und seinen Geist zu erleuchten. Unwillkürlich, wie von einer höheren Macht gezwungen, war auch er an ihrer Seite niedergekniet. Die starre Rinde schmolz von seinem Herzen, der kühne Ehrgeiz, die bösen Leidenschaften flohen aus der erleichterten Brust, eine nie gekannte Seligkeit glänzte aus den strahlenden Augen und auf seinem Munde schwebten die alten frommen Gebete aus der unschuldigen Kinderzeit.

„Unser Vater," flüsterte Leonor, „der Du bist im Himmel, geheiliget werde Dein Name."

„Geheiliget werde Dein Name!" sprach der Maurenkönig erst leiser, dann lauter, während ein heißer Thränenstrom seine Wangen benetzte.

„Denn Dein ist die Kraft und Herrlichkeit!" schloß die Jungfrau das Gebet des Herrn.

„Amen!" jauchzte Fernando aus dem Grunde seiner Seele.

In seligem Entzücken, wie es nur die Himmlischen kennen und empfinden, umschlangen sich die glücklich Liebenden, welche sich im Glauben wiedergefunden hatten.

VIII.

Während der Maurenkönig und Leonor in solcher nie gekannter Wonne schwelgten, wälzte sich die Rotte der Empörer unter der Anführung des wilden Färbers, gleich einer unheilschwangeren Gewitterwolke gegen die königliche Residenz, wo sie um Mitternacht anlangten. Die Wache am Thore setzte den Anführern keinen Widerstand entgegen, da Alguazil das Loosungswort besaß. Auch die Pforten des Palastes öffneten sich ihnen eben so leicht aus demselben Grunde. Es herrschte das tiefste Schweigen, zum ersten Male seit langer Zeit schlief Aben=Humeya fest und ruhig; der wilde Kampf hatte ausgetobt und ein nie zuvor gekannter Friede erfüllte seine Seele. Er träumte von der Geliebten, ihr süßes Bild umschwebte ihn. Im Traume

sah er Leonor, geschmückt mit weißen Gewändern und den bräutlichen Kranz auf ihrer reinen Stirn; sie reichte ihm die Hand zum ewigen Bunde vor dem strahlenden Altar des Herrn, vor dem der fromme Priester, ihr alter Lehrer, stand, um die Liebenden zu segnen. Unendliche Wonne durchströmte sein Herz, unaussprechliche Freude glänzte aus ihren Augen. Da, als er seine Arme ihr entgegenstreckte, um sie an seine Brust zu ziehen, ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, der Boden wankte zu seinen Füßen und aus der Tiefe des sich öffnenden Abgrundes tauchte die gespenstische Erscheinung des gemordeten Diego empor, gefolgt von dem fanatischen Alten, welcher die brennende Lunte in den Pulverthurm geworfen. Die bleichen Schatten ergriffen ihn mit ihren eisig kalten Händen, um ihn in den gähnenden Höllenschlund herabzuziehen, während die Kerzen am Altare erloschen und die Klänge der Orgel verstummten. Schon hatten die Gespenster ihn bis zum Rande des Abgrundes hingezerrt, als Leonor das goldene Kreuz ergriff und es ihnen entgegenhielt. Besiegt von diesem Zeichen, stürzten die Geister in die finstere Tiefe, die sich wieder schloß. Ein himmlisches Licht ging von dem Bilde des Erlösers aus und füllte die ganze Kirche mit überirdischer Helle. Engelschaaren

schwebten singend von der geöffneten Decke nieder und hoben ihn und Leonor mit sich empor. Der Brautkranz auf ihrem Haupte verwandelte sich in eine Strahlenkrone, und ihre Gewänder leuchteten wie die aufgehende Morgensonne. Immer höher, immer leichter flogen sie über der Erde, die vor ihren Blicken zu einem kaum noch sichtbaren Punkt zusammenschrumpfte, an riesigen Sternen und flammenden Sonnen vorüber, bis sie vor dem Allerheiligsten des Himmels standen, von ehrfurchtsvollem Schauder erfüllt. Aben-Humeya hörte seinen Namen nennen, eine furchtbare Stimme, welche wie die Posaune des Weltgerichts in seinen Ohren klang, sprach das Urtheil der Verdammniß über ihn, und der Engel mit dem feurigen Schwert wehrte ihm den Eingang zu den Pforten der Seligen und wollte ihn von Leonor trennen. Sie aber umschlang ihn mit ihren Armen, als wollte sie mit ihm verwachsen, während ihre Lippen für den Sünder beteten. Da wich der zornige Cherub von ihm zurück, die schönen, strengen Züge des Engels wurden durch ein mildes Lächeln verklärt, das flammende Schwert in seiner Hand verwandelte sich in einen grünen Palmenzweig, und ein Jauchzen und Jubeln ging durch alle Himmel über den reuigen Sünder, dem die ewige Gnade vergeben. —

Noch träumte der Maurenkönig von den Wonnen des Paradieses, als ein neuer Donnerschlag ihn weckte. Krachend brach die Thür zusammen, welche zu seinem Schlafgemache führte, und das glühend rothe Licht der Fackeln blendete seine halb geöffneten Augen. Taumelnd und erschrocken fuhr er von dem Lager auf, und starrte die wilden, verwegenen Gestalten an, welche gleich höllischen Gespenstern sich um ihn drängten.

„Was wollt Ihr?“ fragte er, indem er noch zu träumen glaubte.

„Dein Leben!“ rief der wüthende Färber. „Mach Dich bereit, sogleich zu sterben.“

„Ich fürchte nicht den Tod, aber sagt, was habe ich Euch gethan?“

„Sieh her! erkennst Du diese Schrift?“

„Es ist die Meinige,“ erwiederte der durch die vollendete Nachahmung selbst getäuschte Fürst.

„Hört Ihr's!“ schrie der wilde Parteiführer. „Er hat es gestanden, daß er Euch Alle ermorden wollte. Verdient er nicht tausendfach den Tod?“

„Nieder mit dem Verräther!“ brüllten die rasenden Afrikaner, indem sie ihre blitzenden Waffen schwangen.

„Bei dem ewigen Gott!“ rief ihnen Aben=Humeya würdevoll entgegen. „Ich weiß von keinem solchen Be=

fehl. Man hat Euch schändlich hintergangen, meinen Namen, meine Unterschrift gefälscht."

So groß war noch immer die Gewalt, welche der junge König auf die Herzen seiner Untergebenen ausübte, daß dieselben wie gebannt vor ihm stehen blieben und die erhobenen Klingen niedersenkten.

„Rechtfertige Dich," riefen einige der Führer, „wenn Du kannst; aber suche uns nicht zu täuschen, denn Deine Strafe würde nur um so furchtbarer sein. Hast Du nicht einen Boten an Aben-Aboo abgesendet mit dem Auftrage, die afrikanischen Hülfstruppen hinzuschlachten?"

„Ich habe einen Befehl an meinen Verwandten abgeschickt, sogleich aufzubrechen und den Spaniern in den Rücken zu fallen. Ruft den Boten, damit ich ihn in Eurer Gegenwart über den gefälschten Brief befrage."

„Hier steht er vor Dir," entgegnete der Färber, indem er auf den jungen Officier deutete, der seine Augen nicht aufzuschlagen wagte.

„Du Alguazil?" fragte der König zweifelnd. „Das ist nicht der Bote, dem ich jenes Schreiben anvertraut. Sprich und gieb der Wahrheit die Ehre:

habe ich Dir das Schreiben, oder irgend einen mündlichen Befehl ertheilt?"

Einen Augenblick zauderte der Angeredete, erdrückt von dem Bewußtsein seiner großen Schuld, zitternd vor dem durchdringenden Blick des Königs, aber er durfte nicht mehr zurückweichen, ohne sein eigenes Verderben heraufzubeschwören und die so heiß geliebte Herrin zu verrathen. Sein eigenes Leben schwebte in der höchsten Gefahr, schon sah er das Mißtrauen in den wilden Mienen der racheluſtigen Horde, schon hörte er ihre finsteren Drohungen, schon las er sein Urtheil in den flammenden Augen. Das Schwert schwebte über seinem und Zahara's Haupte, wenn er länger zögerte.

„Ich war der Bote," sagte er mit frecher Stirn. „Aus Deinen Händen empfing ich jenes unheilvolle Schreiben und zugleich den mündlichen Auftrag an Aben-Aboo, daß er alle Afrikaner mit einem Streiche vernichten sollte. So sehr es mich auch schmerzt, Dich anzuklagen, so kann ich nicht anders, weil Du selbst mich aufgefordert hast, die Wahrheit zu bekennen."

Ein tiefes, unheimliches Schweigen folgte auf dies Bekenntniß, der König warf nur einen verächtlichen Blick auf den schamlosen Ankläger, der abwechselnd erröthete und erbleichte. In seinem Stolze verschmähte

er es, sich noch länger zu vertheidigen; ruhig und gefaßt erwartete er den Tod von den Händen der Verschworenen. Aber kein Arm erhob sich, um das Urtheil zu vollstrecken, selbst der mordlustige Färber bebte vor dem Gedanken zurück, mit dem Blute des gesalbten Herrschers sich zu beflecken, so tief wurzelte noch in diesen harten Herzen die Achtung vor der Fürstenwürde und der religiöse Abscheu vor dem Morde an dem geweihten Haupte des Herrn.

„Du selbst,“ sagte der Anführer der Verschworenen, „hast Dein Urtheil gesprochen, und Deine eigene Hand soll es vollziehen. Eine Stunde gönnen wir Dir noch Zeit, um Deine Angelegenheiten zu ordnen, dann werden wir Dir die seidene Schnur bringen, mit der Du nach dem alten Brauche Dich selbst vor unsern Augen erdrosseln sollst.“

„Ich werde zu sterben wissen und danke Euch für diesen kurzen Aufschub und daß Ihr mir den Anblick meines Henkers erspart,“ erwiederte er ruhig und würdevoll.

Finster schweigend zogen sich die Verschworenen zurück und ließen den König allein, nur eine Wache hütete die Thür. Auf seinen Wunsch wurde ihm ein treuer Diener geschickt, den er an Leonor, welche in einem

entfernten Flügel des Palastes schlief, mit seinem letzten Gruße und mit der Bitte absendete, um ihrer Sicherheit willen so schnell als möglich zu entfliehen. Aber sie verschmähte seinen Rath, entschlossen, die letzte Stunde mit dem Geliebten zu theilen. Von dem Diener begleitet, erschien sie, dem Verurtheilten Trost und Frieden spendend.

„Leonor!" rief er ihr entsetzt und schmerzlich entgegen. „Warum bist Du meinem Rathe nicht gefolgt? Meine Mörder werden auch Dich nicht schonen."

„Und Du konntest glauben, daß ich Dich im Tode verlassen kann? Meine Liebe trotzt den Schrecken der Hölle."

„Bei allen Heiligen beschwöre ich Dich: entfliehe, ehe man Dich hier entdeckt!"

„Was kann mir geschehen? Mit Dir vereint zu sterben, ist höchste Seligkeit. Ein Grab wird uns für immer vereinen, und Hand in Hand werden wir der Erde entschweben, um der himmlischen Seligkeit theilhaft zu werden."

„Wenn Du mich liebst, entferne Dich!"

„Weil ich Dich liebe, muß ich bei Dir bleiben. Der Himmel selbst hat meinen Fuß zu Dir geleitet, um Dir in der letzten Stunde beizustehen und Dich in

Deinem Glauben an den Erlöser zu stärken. Wir wollen laut und feierlich im Angesicht des Todes bekennen, daß wir Christen sind."

„Ich will es," betheuerte der Maurenkönig.

„Daß wir an den Heiland und seine gebenedeite Mutter der Gnade glauben."

„Ich glaube an sie."

„Daß die ewige Liebe, die unser Herr und Meister uns offenbart, rein und heilig in unseren Herzen flammt."

„Ich liebe."

„Ja wir lieben," rief Leonor begeistert aus, „aber nicht mehr mit dem Feuer irdischer Leidenschaft, sondern mit der himmlischen Gluth, welche die Herzen läutert und von allen trüben Schlacken befreit. Das ist die einzig wahre, ewige Liebe, welche die Welt besiegt und den Tod fragt: Wo ist dein Stachel?"

„Segne mich!" flehte der unglückliche König, vor ihr niederknieend.

„Ich segne Dich im Namen dieser Liebe, welche jede Schuld vergiebt und keine Sünde kennt, die nicht durch Reue und Buße versöhnt wird. — Obgleich ich nur ein Weib und kein geweihter Priester bin, so weiß ich

doch, daß in diesem Augenblicke der heilige Geist zu uns herniederschwebt und aus meinem Munde redet. Statt mit dem geweihten Oele salbe ich Dich mit meinen Thränen und statt den heiligen Leib des Herrn, der sich für die Welt geopfert hat, reiche ich Dir meine Lippen zum letzten, reinsten Kuß. Ich spreche Dich frei von Schuld und Sünde und rufe Dir zu: die Liebe hat gesiegt, sie allein ist Eins mit dem Glauben, die Wurzel und der Grund des wahren Christenthums, welches mit dem Treiben fanatischer Priester, meineidiger Fürsten und verrätherischer Höflinge, mit dem Vorurtheil des blinden Haufens und dem Haß der thörichten Menge keine Gemeinschaft hat. Mildere Zeiten werden kommen, wo die Verirrten nicht mit Feuer und Schwert, sondern durch Milde und Duldung, durch die Kraft der Liebe für das Evangelium gewonnen werden; eine neue Kirche wird erblühen, die keine finsteren Satzungen, keine Verfolgung, keine Inquisition, keinen Bannfluch kennt eine Religion wird sich bilden, groß und heilig, mächtig und erhaben durch die Liebe. Neue Heilige und neue Märtyrer sehe ich im Geiste kommen, auferstehen, kämpfen und ringen, dulden und leiden, bis die ganze Welt wie wir in dieser Stunde laut bekennt: Gott ist die Liebe."

Wie eine Prophetin sprach Leonor die Worte der Erhebung und des Trostes in der letzten schweren Abschiedsstunde; ihr schönes Antlitz glänzte, wie von einem höheren Licht erleuchtet; in ihren Augen glühte das überirdische Feuer jener Liebe, welche sie verkündete. Neben ihr stand der entthronte Maurenkönig gleich einem Märtyrer aus alten Zeiten, stark und unerschütterlich in seinem Glauben, frei von jeder irdischen Leidenschaft, fest den Blick auf die Ewigkeit gerichtet und erfüllt von heiligen Gedanken. So fanden ihn seine Mörder, welche ihm stumm und finster die seidene Schnur hinreichten.

„Ich bin zu sterben bereit," sagte er ruhig und mit königlicher Würde. „Nur noch eine Bitte habe ich an Euch, dort den Gesandten Don Juan's de Austria ungekränkt ziehen zu lassen."

Als ihn Leonor unterbrechen wollte, bat er sie leise und mit flehender Geberde, sich nicht zu verrathen.

„Du mußt noch fortleben," flüsterte er ihr zu, „um für mich zu beten."

„Deine Bitte ist gewährt," entgegnete der wilde Färber, der sich ebenfalls durch Leonor's Verkleidung täuschen ließ. — „Hast Du sonst noch einen Wunsch?"

„Keinen, als mein Volk einst glücklich zu sehen, was nur durch das Christenthum möglich ist. Laut bekenne ich hier vor Euch Allen, daß ich als ein wahrer Christ sterbe, indem ich nach dem Beispiele des Erlösers meinen Mördern verzeihe, meine Feinde segne.“

„Hört ihn nicht, er lästert,“ schrie Aben=Farax, indem er den Henkern den Befehl ertheilte, ihr grausames Werk zu vollenden.

* * *

Neben der Leiche des Geliebten kniete Leonor. Ungekränkt durfte sie nach Granada zurückkehren, wo sie der Prinz mit Furcht und Sehnsucht erwartete. Nachdem sie ihm den traurigen Ausgang ihrer Sendung berichtet, zog sie sich unter seinem Schutze in ein Kloster von der strengsten Regel zurück, wo sie schon nach einem Jahre im Rufe der Heiligkeit starb. Mit dem Tode des jungen Maurenkönigs war die Macht des Aufruhrs gebrochen, obgleich die Mauren einen neuen Herrscher in der Person des tapferen Aben=Aboo wieder erwählten und sich noch längere Zeit in den Alpujarras behaupteten. Der ritterliche Don Juan de Austria besiegte sie in mehreren Schlachten, worin außer dem neu erwählten König auch

der wilde Färber und der verrätherische Alguazil fielen. Die schöne Zahara wurde gefangen und tödtete sich selbst durch Gift, nachdem sie vergebens gesucht, den Prinzen in ihre Netze zu locken. Don Juan verschmähte und verachtete die Sirene; er hatte nur einmal geliebt und blieb Leonor treu bis zu seinem Tode, indem er unvermählt im kräftigen Mannesalter aus dem Leben schied.

Die Leiche des unglücklichen Aben-Humeya wurde nach der Besiegung der Morisko's aufgefunden und nach Guadix gebracht, wo er feierlich von dem Prinzen bestattet wurde. Auf seinen Grabstein ließ Leonor die Worte setzen: „Die Liebe hat gesiegt."

Der

Philosoph von Charlottenburg.

I.

An einem frühen Frühlingsmorgen des Jahres 1700 ging ein stattlicher Mann durch den nach den Plänen des berühmten Gartenkünstlers Le Nôtre angelegten Park des Lustschlosses Lützelburg, welches erst später unter dem Namen Charlottenburg bekannt geworden ist. Offenbar wollte der einsame Wanderer nicht gesehen werden, denn er vermied mit größter Sorgfalt die schöne große Allee und schlug einen nur selten betretenen Nebenweg ein. Auch war er darauf bedacht, sein am Hofe nur zu bekanntes Gesicht mit dem schwarzen Mantel, in den er seine hohe Gestalt gehüllt hatte, so viel als möglich zu verbergen. Wenn aber der lose Morgenwind die Hülle auf einen kurzen Augenblick entfernte, sah man eine imposante Figur und die männlichkräftigen Züge eines angehenden Vierzigers, dessen Haltung und Gesicht die wunderlichsten Widersprüche zu vereinen schienen. Eine seltsame Mischung von Hofmann, Krieger und Pedanten drückte

sich in seinem ganzen Wesen aus. Während seine Mienen eine affectirte Würde annahmen, schwebte ein geschmeidiges, verbindliches Lächeln, das bereits einen stereotypen Charakter trug, um den sinnlichvollen Mund. Die hohe Stirn, von der eine mächtige Allongenperrücke nach der Mode jener Zeit in unzähligen Locken und Löckchen über die Schultern herniederwallte, verkündeten keinen gewöhnlichen Geist; auch leuchteten die braunen Augen noch im frischen Glanz, dagegen verriethen die unteren Partien seines Gesichtes und die allzufeisten Wangen, daß die vielleicht früher ideale Richtung einem derben Lebensgenuß schon seit Jahren gewichen sei. Die sorgfältige Toilette, die kostbaren Manchetten von Brüsseler Spitzen und die funkelnden Brillantringe an den Fingern berechtigten zu dem Schlusse, daß der Eigenthümer dieser Herrlichkeiten eine ansehnliche Stellung in der bürgerlichen oder vielmehr in der adligen Gesellschaft bekleidete. Dies war auch in der That der Fall, denn der einsame Wanderer war keine geringere Person als der kurfürstliche Oberceremonienmeister und Hofpoet, Herr von Besser, ein zu seiner Zeit als Dichter und genauer Kenner des wichtigen und schwierigen Hofceremoniells hochberühmter Mann. Er stammte aus einer Predigerfamilie in Liefland, hatte studirt und als

Hofmeister einen jungen, vornehmen Edelmann auf die Universität nach Leipzig bekleidet. Als sein Pflegebefohlener in einem Duell blieb, zeichnete er sich bei dieser Gelegenheit durch sein tapferes und muthiges Benehmen dermaßen aus, daß das reichste und angesehenste Mädchen der Stadt sich in ihn verliebte und ihn trotz des Widerspruchs der Aeltern mit seiner Hand beglückte. Durch sein dichterisches Talent und besonders durch seine Gelegenheitspoesien, die er zum Lob und Preis gekrönter Häupter und einflußreicher Staatsmänner ertönen ließ, hatte er sich viele und mächtige Gönner zu erwerben und einen angesehnen Namen zu verschaffen gewußt. Durch ihre Verwendung kam er im Jahre 1681 in die Dienste des großen Kurfürsten, der ihn sogar zu seinem Gesandten nach England ernannte. In dieser Eigenschaft erwarb er sich die Zufriedenheit seines Herrn, besonders durch die Art und Weise, wie er das Ansehen desselben bei jeder Gelegenheit und selbst mit Anwendung seiner außerordentlichen körperlichen Kraft vertrat. Als nämlich eines Tages der Gesandte der Republik Venedig bei einer feierlichen Audienz in London ihm den Vortritt abgewinnen wollte und hinter der Thür, wo er sich zu diesem Zwecke lauernd aufgestellt, vorsprang, um sich dem Könige zuerst zu nähern, ergriff der riesige

Besser in Gegenwart der englischen Majestät und des ganzen Hofes den dürren Italiener und schleuderte ihn mit einem gewaltigen Ruck bis an die Thür zurück, worauf er, als ob nichts geschehen wäre, mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit seine wohlgesetzte Anrede hielt. Derartige Kraftstücke wurden damals nicht übel vermerkt und trugen dem kräftigen und auf die Ehre seines Herrn bedachten Ambassadeur das größte Lob ein. Nach seiner Rückkehr von London wurde Besser zum Oberceremonienmeister des kurfürstlichen Hofes in Berlin ernannt. Durch seine ausgezeichnete Kenntniß aller auf das Ceremoniell bezüglichen Wissenschaften mußte er an dem Hofe des prachtliebenden Kurfürsten Friedrich III., des Nachfolgers seines großen Vaters, eine besonders hervorragende Stellung einnehmen und dadurch den Neid der übrigen Höflinge erregen. Vorzüglich war Besser als Emporkömmling manchen Beleidigungen ausgesetzt. Erst vor Kurzem, als Besser in der Eigenschaft des Ceremonienmeisters vor einigen Herren aus den alten Familien ritt, verdroß es diese so sehr, daß sie sich an ihm zu rächen schwuren. Ein General stellte sich zu diesem Zwecke, als der festliche Zug auf eine Brücke kam, so, als wenn er sein Pferd nicht bändigen könne und jagte plötzlich seitwärts auf Besser mit den

Worten zu: „Herr, auf die Seite, mein Gaul beißt.“ Der unerschrockene Besser verlor jedoch keineswegs seine Geistesgegenwart und wich nicht einen Schritt, indem er zugleich mit lauter Stimme rief: „Herr, auf die Seite, mein Gaul schlägt!“ Dabei gab er seinem Pferde, einem alten Streithengst aus dem kurfürstlichen Marstalle, welcher das Manöver schon gewohnt war, die Sporen dermaßen, daß er sofort mit beiden Hinterfüßen ausschlug und das Pferd des Generals traf, so daß dieser fast in den Graben geworfen wäre. Solcher Muth verschaffte ihn mit der Zeit Ruhe vor seinen Gegnern und befestigte ihn in seiner angenehmen und einträglichen Stellung. Fortan wurde kein Hoffest ohne Besser gefeiert und seine Gedichte trugen nicht wenig zur Verherrlichung der Gesellschaften und sogenannten „Wirthschaften“ bei. Nach der Sitte jener Zeit richtete er den größten Theil dieser „Carmina“ an hohe Gönner, wie den früheren Minister Dankelmann und den jetzigen allmächtigen Premier Graf Wartenberg, den Günstling des Kurfürsten. Für das gespendete Lob fehlte es nicht an klingender Erkenntlichkeit, und der Herr Oberceremonienmeister verschmähte es nicht, für ein Lobgedicht auf seinen Gönner Dankelmann 700 Thaler einzustreichen; woran damals auch kein Mensch Anstand

nahm, da die Poesie vor Allem nach Brod ging und als ein Luxusartikel allgemein betrachtet wurde. Noch reicher waren die Belohnungen, die ihm der Kurfürst selbst zu Theil werden ließ, indem er ihm für ein kurzes Singspiel bei seiner dritten Vermählung 2000 Thaler und für ein Ballet zur Hochzeitsfeier des Kronprinzen 1000 Thaler auszahlen ließ.

Allerdinds mußte ein solcher Mißbrauch seiner Muse mit der Zeit einen üblen Eindruck auf den Charakter des von der Natur so reich begabten Mannes ausüben und es läßt sich nicht leugnen, daß Herr von Besser noch mehr Höfling als Dichter war, den Großen selbst für seine Zeit mehr als nöthig schmeichelte, keine Gelegenheit versäumte, um seine Einnahmen durch Augendienerei zu verbessern und selbst die Hand zu allerlei kleinen und nicht immer ganz unschuldigen Intriguen zu bieten. Nebenbei war auch der Oberceremonienmeister ein galanter Mann und großer Verehrer des schönen Geschlechts. Besonders hatte es ihm seit einiger Zeit die reizende Jungfer Conradine, die damalige Primadonna der Berliner Oper, angethan. Seitdem er nämlich die entzückende Sängerin in seinem eigenen Singspiel „Sieg der Schönheit über die Helden" als Göttin Venus in duftigem Florgewande, mit Blumen

in den gepuderten Locken gesehen, loderte sein Herz in lichten Flammen, die er jedoch sorgfältig vor aller Welt aus mannichfachen Gründen zu verbergen suchte. Dies war auch die Ursache, warum er jetzt am frühen Morgen und auf heimlichen Wegen den schönen Park durchwanderte, bis er vor einer alten, hohlen Eiche stehen blieb, welche er als sicheren Briefkasten für seine Correspondenz mit der holden Primadonna zu benutzen pflegte. Noch einmal blickte er sich vorsichtig um, ob kein Lauscher in der Nähe weilte, dann zog er ein nach Moschus duftendes Briefchen aus der Tasche, das in feurigen Versen eine glühende Liebeserklärung und die Einladung zu einem Rendezvous für den heutigen Abend nach dem Concert bei der Frau Kurfürstin enthielt. Schon wollte er das süße Billetchen dem verschwiegenen Stamme des schon öfters benutzten Baumes anvertrauen, als er ein leises Geräusch in dem nahen Gebüsch zu vernehmen glaubte. Erschrocken trat er zurück, um zu lauschen, aber Alles war still und kein verdächtiger Laut ließ sich hören. Gewiß nur ein Vogel, oder die Katze des Gärtners, dachte der Hofpoet, und faßte neuen Muth. Schnell, um nicht überrascht zu werden, ließ er jetzt das Briefchen in den Spalt der Eiche gleiten, worauf er sich mit eiligen Schritten wieder entfernte.

Kaum aber daß er gegangen war, tauchte aus dem Gebüsch nicht eine Katze, sondern das frische, schelmische Gesicht eines kurfürstlichen Pagen hervor, der behutsam und mit schadenfrohem Lächeln auf den rosigen Wangen aus seinem Versteck hervorkroch und sich mit einem raschen Griff des verdächtigen Billets bemächtigte.

„Aha!“ jubelte der ausgelassene Jüngling. „Endlich habe ich den alten Fuchs erwischt, der uns arme Pagen so schlecht behandelt und bei den unschuldigsten Scherzen auszankt und dem Hofmeister anzeigt. Jetzt weiß ich doch, warum er immer so zeitig im Park spazieren geht. Ich dachte, daß er hier seine Verse dichtet. Schöne Verse! Wir wollen doch einmal sehen, was der Brief enthält. Ganz gewiß eine Liebesgeschichte. Das wäre einzig, wenn der Alte verliebt wäre. Das gäbe einen Hauptspaß ab, den ich gleich meinen Kameraden und vor Allem meiner guten Tante erzählen muß, die sich darüber halb todt lachen wird.“

Ohne weitere Umstände erbrach der muthwillige Page, ein junger Graf von Schlieben, das mit einem auf dem Löwen reitenden Amor zugesiegelte Schreiben und las den Inhalt, wobei er sich vor Lachen nicht zu halten wußte. Unmöglich konnte er diese köstliche Entdeckung für sich behalten, und er brannte förmlich vor

Begierde, sie vor allem seiner Tante und Pathe, der Hofdame und Freundin der Kurfürstin Sophie Charlotte, dem geistreichen Fräulein von Pöllnitz mitzutheilen, da diese, wie er wußte, ebenfalls nicht besonders gut auf den Oberceremonienmeister zu sprechen war. In rosigster Laune flog der kecke Page nach dem Schlosse, wo seine Gönnerin wohnte. Im Vorübereilen begegnete er dem jetzt offen und gravitätisch, mit dem ganzen Gefühl seiner Würde einherschreitenden Oberceremonienmeister, dem er mit angenommener schalkhafter Würde eine respektvolle Verbeugung machte, um ihm hinterdrein ungesehen eine unartige Fratze zu schneiden, die jedoch zum Glück von dem stattlichen Herrn, welcher ebenfalls seine Schritte nach dem Schlosse richtete, nicht bemerkt worden war. Schwelgend in süßen Liebesträumen und in der Aussicht auf das heutige Rendezvous mit der reizenden Sängerin, hörte plötzlich Herr von Besser seinen Namen rufen. Als er sich darauf umwendete, war er nicht wenig erstaunt, den allmächtigen Günstling des Kurfürsten und seinen hohen Gönner, den Premierminister Graf Wartenberg, in Lützelburg zu erblicken, wohin derselbe nur in ganz außerordentlichen Fällen und bei besonderen Gelegenheiten zu kommen pflegte. Der Graf war nur einige Jahre jünger als Herr von

Besser, hatte sich aber so gut zu conserviren gewußt, daß man ihn kaum für einen angehenden Dreißiger gehalten hätte. Vom Scheitel bis zur Zehe stellte er das Bild des vollendeten Hofmanns dar, leicht und gefällig in den vollendeten Bewegungen des weniger kräftigen, als anmuthigen und elastischen Körpers, hinreißend, wo er es der Mühe werth achtete, durch den Zauber und die Liebenswürdigkeit seiner Unterhaltung, aber zugleich auch leichtsinnig, charakterlos und ohne Gewissen, wenn es sich um seinen Vortheil oder um die Befriedigung seiner Wünsche handelte. Ein anmuthiges Lächeln schwebte fortwährend um seine Lippen, nur zuweilen einem ironischen oder satyrischen Zuge weichend. In seinem glatten Gesichte von regelmäßiger Schönheit verrieth sich kein besonders großer Geist, aber ein natürlicher Verstand, angeborene Schlauheit und ein feines Talent für Intrigue, dem eine gewisse Gutmüthigkeit jedoch das Gleichgewicht zu halten und die Gefahr zu nehmen schien. Er trug einen zimmetfarbenen Sammetrock, die Lieblingsfarbe des Kurfürsten, mit breiten goldenen Palmen auf das Kostbarste gestickt.

Ursprünglich war der Graf ein armer pfälzischer Edelmann, der mit seiner Gebieterin, der Pfalzgräfin von Simmern, einer Schwester der ersten Gemahlin

des großen Kurfürsten, nach Berlin gekommen war, wo seine gefälligen und einschmeichelnden Manieren so großen Beifall am Hofe fanden, daß man ihn schon damals daselbst zu behalten wünschte. Jedoch erst nach ihrem Tode war er zurückgekehrt, und bekleidete zunächst die Stelle eines Hauptmanns von Oranienberg. Bald darauf wurde er zum Schloßhauptmann, später zum Oberstallmeister und nach dem Tode des Grafen Dönhoff zum Oberkammerherrn, einer der ersten und einflußreichsten Hofchargen, befördert. Durch seine scheinbare Harmlosigkeit und Unbedeutendheit gelang es ihm, den damals noch unbeschränkt regierenden Oberpräsidenten von Dankelmann zu täuschen, der es nicht ungern sah, daß ihm von dem gewandten Höfling die Mühe abgenommen wurde, seinen verwöhnten Herrn zu unterhalten. Dieser fand bald an dem liebenswürdigen, stets heitern und nachgiebigen Oberkammerherrn weit mehr Gefallen, als an seinem mürrischen, hochfahrenden und stets zur Sparsamkeit mahnenden Minister, der es nicht vergessen konnte und wollte, daß sein Fürst einst sein Zögling gewesen war und der noch immer das alte Verhältniß geltend zu machen suchte. Unter solchen Umständen mußte der ehrenwerthe Dankelmann stürzen und dem gefälligen, stets liebenswürdigen Grafen Wartenberg, der

eigentlich Johann Casimir von Kolbe hieß, Platz machen. Gegenwärtig herrschte dieser in Gemeinschaft mit seiner Frau, der schönen Tochter eines Weinschenken, unumschränkt über den Geist und das Herz des Kurfürsten, indem Beide keine Mittel scheuten, um sich in ihrer Stellung zu behaupten.

Dies war der Mann, welcher in diesem Augenblicke den Oberhofceremonienmeister von Besser mit einer Mischung von herablassender Freundlichkeit und stolzem Selbstgefühl anredete.

„Gut, daß ich Sie hier finde," sagte der allmächtige Günstling, vor dem sich der unterthänige Hofpoet fast bis zur Erde verneigte. „Ich habe mit Ihnen ein Wörtchen im Vertrauen zu sprechen."

„Welche Ehre! Befehlen Excellenz — soll ich etwa den Pegasum besteigen und für eine allerhöchste Festlichkeit ein besonders schwunghaftes Carmen dichten?"

„Diesmal handelt es sich nicht um den Hofpoeten, dessen Talent ich wohl zu ästimiren und auch zu belohnen weiß. Ich wende mich an den Herrn Oberceremonienmeister, dessen Rath und Hülfe ich in Anspruch nehmen muß."

„Ich werde mich in jeder Eigenschaft glücklich schätzen, meinem hohen Gönner zu dienen. Vielleicht handelt

es sich um das Arrangement einer neuen Festivität oder um eine wichtige Frage des Hofceremoniells bei der bevorstehenden Audienz des französischen Ambassadeurs."

„Nichts von alledem," unterbrach der Minister den Wortschwall des gefälligen Oberceremonienmeisters. „Ich verlange nur eine persönliche Gefälligkeit, die zum Theil in Ihrem eigenen Interesse liegt. Wie Sie wissen, ist der hannöversche Geheime Justizrath, Herr von Leibnitz, wieder einmal in Berlin eingetroffen. Ich habe Gründe, seinem diesmaligen Besuche an unserem Hofe eine größere Bedeutung als sonst beizulegen. Mein Correspondent meldet mir, daß es sich um das längst gehegte Project seiner Anstellung in Berlin handelt, daß er in kurfürstliche Dienste treten soll, was weder mir noch Ihnen angenehm sein kann."

„Ganz gewiß nicht," pflichtete der Hofpoet aus vollem Herzen bei. „Herr von Leibnitz ist der erklärte Liebling, fast möchte ich sagen, der Freund unserer gnädigsten Frau Kurfürstin, der gelehrten und geistreichen Sophie Charlotte, wenn sich ein derartiger Ausdruck mit der Reverenz für die erlauchte Dame vereinen ließe. Zwar ist er vorzugsweise nur als Philosoph bekannt, und seine

poetischen Versuche, die mir zu Gesicht gekommen sind, wollen nicht viel besagen, indessen . . .“

„Seine Anstellung würde Sie und Ihre unbestrittenen Meriten doch vielleicht verdunkeln. Die Launen der Großen lassen sich nicht berechnen und ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie schwankend die Gunst unseres hohen Gebieters ist, wie leicht er sich, trotz der eigenen hohen Gaben, von dem Wissen Anderer imponiren läßt. Außerdem ist Herr von Leibnitz immerhin ein bedeutender Gelehrter von großem Ruf, um dessen Besitz sich schon mehrere hohe Potentaten beworben haben. Auch ist er nicht allein ein berühmter Philosoph, sondern gleichfalls gediegener Kenner des Staatsrechts und von den hannöverschen Herrschaften in mancherlei wichtigen diplomatischen Missionen und Unterhandlungen mit bestem Erfolge gebraucht worden. Dazu kommt noch, daß die Frau Kurfürstin, wie Sie bereits richtig bemerkt, seine Gönnerin ist. Das Alles läßt mich fürchten, daß seine Anstellung, die mir aus verschiedenen Gründen nicht zusagt, nur zu bald erfolgen wird, wenn wir nicht bei Zeiten dagegen die geeigneten Maßregeln treffen.“

„Und was kann ich dabei thun? Wie ich glaube, bedarf es nur eines Wortes aus dem Munde meines

erhabenen Gönners, um das ganze Project zu zerstören. Alle Welt weiß ja, daß Ihre Excellenz das Ohr unseres gnädigsten Herrn Kurfürsten ganz und gar besitzen und am Hofe gebührender Maßen die erste Stelle einnehmen."

„Eben deshalb muß ich meinen Einfluß und Credit mir für wichtigere Gelegenheiten aufsparen. Auch liegt es einmal in der Natur unseres gnädigen Herrn Kurfürsten, daß er leicht Verdacht schöpft und dann das Gegentheil von dem thut, was man wünscht. Derohalben wäre es mir angenehm, wenn der Herr Oberceremonienmeister Sorge trügen, daß der Herr von Leibnitz unverrichteter Sache wieder abreisen müßte, was auch in Ihrem Interesse mir zu liegen scheint."

„Sehr gern," entgegnete Herr von Besser, „bin ich dazu bereit, wenn Ihre Excellenz mir nur einen Fingerzeig geben wollten —"

„Vor allen Dingen müßten Sie es zu verhindern suchen, daß Herr von Leibnitz zur Audienz bei den hohen Herrschaften zugelassen würde, was Ihnen ja nicht schwer fallen kann, da Sie in Ihrer Eigenschaft als Oberceremonienmeister über Zeit und Gelegenheit zu bestimmen haben, so nicht der Herr Kurfürst selbst anders verfügen und besondere Wünsche aus-

sprechen. Da Herr von Leibnitz diesmal nicht, wie ich sicher weiß, mit officiösen Aufträgen von Hannover angekommen ist, so brauchen Sie auch keine besondere Rücksicht auf ihn zu nehmen und können ohne Gefahr die von ihm verlangte Audienz so lange hinausschieben, bis er die Geduld verliert und wieder fortzieht."

„Das läßt sich hören," sagte Herr von Besser mit zustimmendem Lächeln, „aber die Frau Kurfürstin ist wahrscheinlich von der Anwesenheit ihres Philosophen unterrichtet und wird ihn ganz gewiß zu sprechen wünschen, was ich natürlich dann nicht zu hindern vermag."

„Für diesen Fall, der sich allerdings nicht vermeiden läßt, werden Sie gut thun, der Audienz persönlich beizuwohnen und so viel als möglich dafür Sorge zu tragen, daß die Frau Kurfürstin den Herrn von Leibnitz niemals ohne Zeugen spricht. Sie haben mich doch verstanden?"

„Vollkommen, und ich werde mich bemühen, Alles zu thun, um mir die Zufriedenheit Ihrer Excellenz zu erwerben."

„Und ich werde nicht verfehlen, mich in angemessener Weise erkenntlich zu zeigen."

Mit diesen Worten und einem huldvollen Kopfnicken verabschiedete sich der mächtige Günstling, um nach Berlin zurückzukehren, während Herr von Besser seinen Weg nach dem Schlosse fortsetzte, wohin ihn in diesem Augenblicke sein Amt als Oberceremonienmeister rief.

II.

Zur selben Stunde saß in ihrem Zimmer, das dicht an die Apartements der Kurfürstin Sophie Charlotte stieß, deren Hofdame und Freundin, Fräulein von Pöllnitz, eine der liebenswürdigsten und geistreichsten Frauen am preußischen Hofe. Ihre lebhafte Einbildungskraft, der rasche Witz, der ihr zu Gebote stand, ihr fröhlicher Sinn und ein an Kenntnissen und Einsichten so reicher Geist, wie man ihn bei Frauen nur selten findet und ihnen kaum gestatten will, machten sie zur würdigsten und ebenbürdigen Gespielin einer Fürstin, welche von ihren Zeitgenossen „die philosophische“ ge-

nannt und wegen ihres wunderbaren Wissens allgemein angestaunt und gepriesen wurde.

Ihr freundliches Gesicht mit den strahlenden, zuweilen so schalkhaft blickenden Augen und dem anmuthigen Lächeln war dem jungen Pagen zugewendet, der soeben den Bericht über sein Abenteuer mit dem Herrn Oberceremonienmeister beendet hatte und ihr das duftende Billetdoux an die berühmte Sängerin überreichte.

„Das gibt," sagte sie im heitern Tone, „ein reizendes Geschichtchen für die Frau Kurfürstin und deshalb will ich auch für diesmal Deiner Eulenspiegelei nachsehen. Für künftige Fälle aber verbitte ich mir dergleichen lose Streiche."

„Aber, liebe Tante, ich glaubte Ihnen einen Spaß zu machen, und außerdem wußte ich, daß Sie den Herrn Oberceremonienmeister nicht leiden mögen."

„Bleibt aber doch Unrecht und verdient getadelt zu werden. Ein Cavalier muß in Herzensaffairen stets die größte Discretion beobachten. Wie gefiele es Ihm denn, wenn man hinter Seine Schliche käme, junger Herr?"

„Ich, ich," stammelte der Page mit sichtbarer Verlegenheit, „habe keine Geheimnisse und schreibe auch keine Billetdoux."

„Wer weiß?“ drohte die liebenswürdige Hofdame mit aufgehobenem Finger. „Ich bin geneigt, gerade das Gegentheil von dem zu glauben, was Du mir sagst. Warum wirst Du denn plötzlich so roth und hast nicht die Courage, mir ins Auge zu sehen? Ei, ei, Herr Page! hat man Sie einmal auf faulem Pferde ertappt? Siehst Du, wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

„Sie werden doch nicht glauben —“

„Daß Du verliebt bist. Jetzt habe ich die Ueberzeugung in der Hand. Man braucht Dich ja nur anzusehen. Nun warte nur, Du loser Vogel! Heraus mit der Sprache! Wer ist seine Dulcinea? Ich will doch hoffen, daß sie eine Dame vom Stande sei.“

Gewiß!“ platzte der überraschte Page heraus.

Gefangen, gefangen!“ lachte die Hofdame, während der arme Bursche sich vor Aerger und Verlegenheit über seine Voreiligkeit auf die Lippen biß. „Jetzt wirst Du mir beichten. Du kommst nicht davon, bevor Du mir Alles gestanden hast.“

Zum Glück für den verlegenen Pagen trat in diesem Augenblicke ein Herr in das Zimmer, bei dessen Erscheinung die liebenswürdige Hofdame sogleich von ihrem Stuhle aufsprang, um ihm mit den Zeichen einer freudi=

gen Ueberraschung entgegen zu eilen. Diesen Augenblick, wo er sich unbemerkt glaubte, benutzte auch der ertappte Page, um sich heimlich und unbemerkt davonzuschleichen.

Der Unbekannte, welcher die geistreiche Hofdame so freundlich begrüßte, war ein angehender Vierziger von mittlerem Wuchse, aber eingefallener Brust. Sein hageres Gesicht, die gebogene Nase und die kleinen, kurzsichtigen Augen empfahlen ihn keineswegs beim ersten Anblicke. Auch trug die lange, sonderbar gelockte, schwarze Perrücke, womit sein Haupt bedeckt war, nicht eben dazu bei, ihn zu verschönern. Ein dunkler Rock, bis zu den Füßen reichend und mit großen Knöpfen zugeknöpft, verlieh ihm noch dazu ein düsteres und pedantisches Aussehen, das seltsam mit der eleganten Erscheinung des Fräulein von Pöllnitz contrastirte. Bei näherer Bekanntschaft gewann jedoch der merkwürdige Mann von Stunde zu Stunde und unwillkürlich fühlte man sich von der interessanten Erscheinung gefesselt. In der Unterhaltung belebten sich die keineswegs einnehmenden Züge. Die kleinen Augen entwickelten einen eigenthümlichen Glanz, die blassen Wangen rötheten sich und ein anmuthiges Lächeln umschwebte den fein geformten Mund. Ein wunderbar geistiges Fluidum schien von ihm auszustrahlen und ihn gleichsam zu verklären, so daß man

sein Aeußeres gänzlich vergaß und sich widerstandslos dem Zauber seiner Gesellschaft überließ.

„Leibnitz, Sie hier?“ rief die schöne Hofdame, indem sie dem berühmten Philosophen die Hand entgegenstreckte.

„Seit gestern,“ erwiederte er, sie begrüßend, „bin ich in Berlin und heute nach Lützelburg geeilt, um Sie zu sehen und unserer gnädigen Kurfürstin aufzuwarten, wenn es mir gestattet wird.“

„Wie wird die hohe Frau sich freuen, Sie wiederzusehen! Täglich haben wir Ihrer gedacht und Ihre Briefe mit stets neuem Genusse gelesen. Ich will sogleich die Kurfürstin von Ihrer Gegenwart in Kenntniß setzen, damit sie die Stunde zu Ihrem Empfange bestimmen kann.“

„Ich fürchte, daß Sie mich nicht sobald vorlassen wird.“

„Wie können Sie zweifeln, böser Mann! Sophie Charlotte ist Ihre Freundin, sie bewundert Ihr Talent und verehrt in Ihnen ihren Lehrer und Meister in der Wissenschaft. Sie hat nur den einen Wunsch, Sie an unserem Hofe für immer zu fesseln.“

„Und doch glaube ich, daß ich nach Hannover unverrichteter Sache abreisen werde, ohne die Frau Kur-

fürstin gesehen zu haben, geschweige den Kurfürsten selbst, trotzdem ich die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm zu besprechen habe."

„Unverbesserlicher Hypochonder!" schalt lächelnd die Hofdame. „Sie sehen wieder einmal die ganze Welt mit Ihrer schwarzen Brille an. Wie, um des Himmels Willen, kommen Sie zu diesen ungegründeten Besorgnissen?"

„Weil ich die Höfe und besonders den preußischen Hof kenne, an dem ich entschiedene und mächtige Gegner habe, darunter vor Allem den allgebietenden Minister von Wartenberg, dem meine Anwesenheit in Berlin, wie ich sicher weiß, ein Dorn im Auge ist und der kein Mittel scheut, um meine Pläne und Aussichten zu vereiteln."

„Ich gebe Ihnen zu, daß Graf Wartenberg nicht Ihr Freund ist, aber dafür entschädigt Sie die Gnade der Kurfürstin, welche Sie vor all seinen Intriguen schützen wird."

„Ihr Einfluß auf den Kurfürsten soll in letzter Zeit bedeutend abgenommen haben, wie man sich in Hannover vielfach erzählt. Man spricht von ernsten Zerwürfnissen zwischen dem hohen Paare und daß der Kurfürst, dem das Ceremoniell über Alles geht, mit dem freien philo-

sophischen Tone in Lützelburg nicht einverstanden sei. Der Günstling und seine würdige Gattin benutzen schlau die Situation, um die vorhandene Kluft zu erweitern und selbst beim besten Willen wird Sophie Charlotte nicht im Stande sein, mich gegen meine Widersacher zu schützen."

„Wenn ich auch zugeben muß, daß diese Nachrichten zum Theil leider wahr, zum Theil aber übertrieben sind, so besitzt die hohe Frau noch immer so viel Macht, um an ihrem Hofe zu thun und zu lassen, was sie will. Bis hierher erstreckt sich, dem Himmel sei Dank, noch nicht die Allgewalt des Herrn von Kolbe und der früheren Weinschenkentochter Sticker, früher verehelichter Kammerdiener Bidekamp und jetziger Gräfin Wartenberg."

„Und doch habe ich Gründe, das Gegentheil anzunehmen. Als ich nämlich auf dem Wege zu Ihnen über den Schloßhof ging, begegnete ich dem Oberceremonienmeister und Hofpoeten, Herrn von Besser. Obgleich er mich nicht erkannte, oder vielmehr nicht erkennen zu wollen schien, nahm ich doch die Gelegenheit wahr, ihn zu begrüßen und zugleich ihn zu ersuchen, mir eine Audienz zunächst bei der Frau Kurfürstin und später bei dem Kurfürsten zu verschaffen, was seines Amtes ist."

„Und was antwortete Ihnen der Herr Hofpoet und Oberceremonienmeister?“

„Er lächelte verlegen, zuckte mit den Achseln, versicherte mich seines Diensteifers und seiner Freundschaft in so überschwenglichen Ausdrücken, daß ich sogleich Verdacht schöpfte. Schließlich bedauerte er aber, mir die gewünschte Audienz nicht auswirken zu können, da der Kurfürst mit Geschäften überhäuft, die Frau Kurfürstin aber zu leidend sei, um mich zu empfangen.“

„Der Spitzbube!“ rief Fräulein von Pöllnitz. „Er soll mir dafür büßen. Zum Glück habe ich Herrn von Besser in meinen Händen. Noch heute muß und wird er Sie bei der Kurfürstin einführen, obgleich wir dazu kaum den Herrn Hofpoeten brauchen, da eine einfache Meldung Ihrer Anwesenheit genügen würde. Aber das soll seine Strafe sein. Auch den Kurfürsten werden Sie in diesen Tagen sprechen; ich verbürge mich dafür mit meinem Frauenworte.“

„Ich werde Sie für eine Zauberin halten, wenn Sie das Unmögliche möglich machen.“

„Dafür besitze ich auch einen Talisman,“ entgegnete scherzend die Hofdame, indem sie den Liebesbrief des Herrn von Besser an die schöne Primadonna, den ihr der lustige Page eingehändigt, in ihren Busen gleiten

ließ. „Wir haben jedoch keine Zeit zu verlieren, ich selbst will zu der Frau Kurfürstin eilen, um Ihre Ankunft zu melden und dann Herrn von Besser aufsuchen, der Sie zur Audienz förmlichst und feierlichst abholen soll. Vor dem ganzen Hofe muß der alte Sünder amende honorable für sein Vergehen thun."

„Ich hätte lieber gewünscht, die Frau Kurfürstin allein zu sprechen, da meine Mittheilungen, die ich ihr zu machen habe, geheimer Natur sind und sich keineswegs für die Oeffentlichkeit eignen," entgegnete der Philosoph der lebhaften Hofdame.

„Auch dafür wird sich Rath schaffen lassen. Vorläufig aber muß ich auf die öffentliche Audienz bestehen und wäre es auch nur, um Herrn von Besser zu ärgern und dem Günstlinge zu zeigen, daß hier nicht sein Wille, sondern der unsrige allein maßgebend ist. Ueberlassen Sie mir daher, Alles zu arrangiren. Einstweilen aber begeben Sie sich in den Schloßpark, wo Sie den Ausgang meiner Mission unter dem Schatten der alten Bäume abwarten mögen."

„Und wie soll, wie kann ich Ihnen danken?"

„Durch Ihre Freundschaft, die mich stolz und glücklich macht." erwiederte die Hofdame mit einer Innigkeit

und Tiefe des Gefühls, die den Philosophen wunderbar ergriff und einen Wiederhall in seinem Herzen fand.

Während Leibnitz seine Schritte nach dem Parke lenkte, eilte Fräulein von Pöllnitz über den Corridor zu ihrer berühmten Gebieterin, die sie in ihrem reizenden Boudoir trotz der frühen Morgenstunde bereits an ihrem Schreibtische mit Beantwortung einiger Briefe beschäftigt fand.

Die Kurfürstin Sophie Charlotte war nicht nur eine der geistreichsten, sondern auch eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Dunkle Locken umwallten die klare Stirn, unter der die blauen Augen in zauberhaftem Glanze strahlten und durch den seltenen Contrast mit dem glänzend schwarzen, üppigen Haar ihrem Gesichte einen eigenthümlichen Reiz verliehen. Eine seelenvolle Anmuth belebte ihre feinen, ausdrucksvollen Züge und ein gewinnendes Lächeln umschwebte die frischen Lippen, die so zierlich zu scherzen und dann wieder so tief und bedeutend über das Höchste und Tiefste, was die Menschenbrust bewegt, zu sprechen wußten. Ein leiser Anflug von spöttischem Humor, der bei Frauen nur selten gefunden wird, erhöhte den pikanten Reiz der außerordentlichen Erscheinung. Die zierliche, nicht zu hohe Figur zeigte das schönste Ebenmaß und wurde noch

durch die geschmackvolle Toilette gehoben, die sich durch ihre Einfachheit auszeichnete, da die hohe Frau keine Freundin von hohem Prunke war. Ein Morgenrock von grauer Seide schmiegte sich nachlässig und doch anmuthig um die edle Gestalt, nur ein kostbares Halsband von orientalischen Perlen bildete ihren ganzen Schmuck und schlang sich um den zarten, weißen Hals, dessen blaue Adern durch die feine Haut schimmerten. Auf das Sorgfältigste von ihrer nicht minder ausgezeichneten Mutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover, erzogen, besaß sie eine seltene Bildung und Kenntnisse, wie sie nur ausnahmsweise bei Frauen gefunden werden, ohne dadurch den Zauber echter Weiblichkeit einzubüßen. Schon in früher Jugend hatte sie durch große Reisen nach Italien und Frankreich ihren Horizont erweitert und einen freien Einblick in die verschiedensten Verhältnisse sich erworben. An dem berühmten Hofe von Versailles, der damals als die hohe Schule aller Bildung und feinster Sitte galt, hatte die aufblühende Jungfrau allgemeine Bewunderung erregt und selbst den anspruchsvollen König Ludwig XIV. so sehr für sich einzunehmen gewußt, daß er ernstlich mit dem Gedanken umging, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Die Heirath unterblieb jedoch aus politischen Gründen und

Sophie Charlotte kehrte nach Hannover zurück, wo sie am 24. September 1684 ihre Hand dem verwittweten Kurfürsten von Preußen, dem Sohne und Erben des großen Kurfürsten, reichte und seinem Throne einen erhöhten Glanz verlieh. Trotzdem sie mit ihrem hohen Gemahl bisher im glücklichsten Einvernehmen gelebt, theilte sie weder dessen Streben nach äußerem Glanz, noch seine Vorliebe für das Ceremoniell, das er fast mit pedantischer Strenge beobachtete. Frühzeitig hatte sie die Nichtigkeit aller irdischen Größe erkannt und sich von dem zerstreuenden Hofleben so viel als möglich zurückgezogen, um sich ungestört den höheren Genüssen, welche sie aus ihren Studien und der Ausübung der Musik schöpfte, ganz überlassen zu können. Der Kurfürst achtete ihre Neigungen und schenkte ihr das von dem Baron von Dobrzinsky erkaufte Landgut „Ruhleben,“ wo sie von dem berühmten Baumeister Schlüter das neue Schloß Lützelburg, welches erst nach ihrem Tode den Namen „Charlottenburg“ zu ihrem Andenken erhielt, erbauen und nach den Plänen des ausgezeichneten französischen Gartenkünstlers Le Nôtre mit den herrlichsten Parkanlagen umgeben ließ. Hier lebte sie in ländlicher Muße, fern von den Intriguen und dem Treiben des Hofes, fast ausschließlich in Gesellschaft ihrer Bücher

und einiger ausgezeichneten Männer und Frauen, welche ihren Hofstaat bildeten. Zu den letzteren zählte vor Allem das Fräulein von Pöllnitz, die weit mehr die vertraute Freundin als die Dienerin der Kurfürstin war.

Auch jetzt reichte sie ihr mit anmuthigem Lächeln die Hand, als die Hofdame sich wegen der verursachten Störung zu so früher Stunde entschuldigen wollte.

„Sie wissen, liebe Pöllnitz," sagte die hohe Frau im heitern, scherzhaften Tone, „daß Sie mir stets willkommen sind. Stören können mich nur jene bornirten und langweiligen Menschen, die Gott in seinem Zorne erschaffen hat, wie z. B. die beiden Gräfinnen, welche mir den ganzen gestrigen Abend verdorben haben. Glauben Sie wirklich, liebe Pöllnitz, daß Gott derartige Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen hat? Ich für meine Person bin überzeugt, daß er für solche Creaturen eine ganz besondere Form besitzt, um uns den Werth der angeborenen Grazie und Schönheit nur fühlbarer zu machen. Wenn Sie meine Worte boshaft finden sollten, so weiß ich, an wen ich sie richte: «A bon chat, bon rat.» Ich bin heute einmal in der maliciösen Laune aufgestanden und muß dem gemäß fortfahren. Was haben Sie zu den beiden fremden Herren gesagt, die sich uns vorstellen ließen? Ja, wenn

Gold, Juwelen, Stickereien und all der kostbare Firlefanz Verdienste verleihen könnten, so würde Niemand ihnen gleich kommen. Aber da ich den Reichthum und Luxus verachte, so schätze ich sie nach ihrem wahren Werthe. Ich begreife es wohl, daß der Anblick der Majestät einschüchtern und dem Geiste die Leichtigkeit rauben kann, zu glänzen und sich zu zeigen; dann halte ich es für meine Pflicht, ihn aufzumuntern. Wenn aber die Dummheit sich darein mischt und die Anmaßung mit der Thorheit sich verbindet, um die Anerkennung zu stehlen, welche einzig und allein dem wahren Verdienste gebührt, so bin ich unbarmherzig und kenne keine Rücksicht." *)

„Sie waren in der That sehr hart gegen die Armen, die sich wegen des ungnädigen Empfanges kaum zu fassen wußten."

„Wie schätzenswerth ist das Mißtrauen," fuhr die Kurfürstin fort, „welches wir in unsere eigenen Kräfte setzen; aber wie selten ist diese Tugend! Glauben wir nicht stets, einige Karat mehr werth zu sein, als alle übrigen Menschen? Welch ein schändlicher Fehler ist die Eitelkeit und doch ist dieses Gefühl unser treuester Be-

*) Eigene Worte der berühmten Frau.

gleiter. Großer Leibnitz! Was für schöne Dinge hast du über diesen Stoff gesagt! Du gefällst, du überredest, aber du besserst Keinen. Und doch wollte ich, unser großer Philosoph wäre hier, um ihn über diese und andere Materien besser sprechen zu hören, als ich es im Stande bin."

„Ihre Hoheit brauchen nur einen Wunsch auszusprechen und sogleich geht er auch in Erfüllung."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Leibnitz ist gestern in Berlin angekommen und verweilt seit einer Stunde bereits in Lützelburg."

„Wie?" rief die Kurfürstin überrascht. „Leibnitz hier und ich habe ihn noch nicht gesehen? Schnell! eilen Sie und lassen Sie ihn sogleich zu mir rufen."

„Er erwartet die Befehle Ihrer Durchlaucht in der großen Allee des Schloßparkes, aber Herr von Besser, an den er sich wegen einer Audienz gewendet, hat ihn vorläufig abschläglich beschieden."

„Noch bin ich Herrin an meinem Hofe," entgegnete Sophie Charlotte unwillig. „Von allen überflüssigen Leuten in Lützelburg ist dieser Herr Obercemonienmeister, Herr von Besser, der Ueberflüssigste. Doch wozu bedarf Leibnitz einer förmlichen Audienz, ist er nicht mein Freund, der Freund meiner Mutter?"

„Aus allzugroßer Vorsicht und weil er unsern Herrn Kurfürsten und dessen Vorliebe für das Ceremoniell kennt, wollte er nicht gegen die hergebrachten Formen verstoßen. Jetzt muß er um so mehr auf eine förmliche Audienz bestehen, da er sonst zum Gespött des ganzen Hofes werden dürfte und Herr von Besser nicht den Sieg behalten soll.“

„Sie haben Recht, ich will ihn trotz aller Ceremonienmeister der Welt so feierlich empfangen, als ob er der Gesandte des Großmoguls wäre. Doch dürfen wir Herrn von Leibnitz nicht länger warten lassen; selbst ein Philosoph kann die Geduld verlieren, wenn er am Hofe antichambriren soll. Ich will mich sogleich ankleiden lassen. Eilen Sie zu unserem Freunde und leisten Sie ihm so lange Gesellschaft, bis unser Hofstaat sich versammelt hat.“

Mit einer huldvollen Handbewegung verabschiedete die Kurfürstin ihre Hofdame, welche sogleich nach dem Park eilte, wo sie bald den Philosophen fand und ihm Bericht über den günstigen Erfolg ihrer Mission abstattete.

An der Seite der Hofdame schritt Leibnitz hierauf dem Schlosse zu, an dessen Portal ihn der bereits unterrichtete Oberceremonienmeister erwartete, um ihn zu der

Audienz zu begleiten, welche in dem großen Saale stattfand. Der Hofstaat der Kurfürstin war versammelt und mit ihrem freundlichsten Lächeln begrüßte die Kurfürstin den berühmten Philosophen, der sich ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte und die dargereichte Hand an seine Lippen führte.

„Willkommen in Lützelburg!" sagte sie mit wohltönender Stimme. „Hoffentlich bringen Sie uns gute Nachrichten aus der Heimath. Wie geht es in Hannover und vor Allem der geliebten Frau Kurfürstin, unserer Mutter?"

„Die hohe Frau erfreut sich der besten Gesundheit und einer seltenen geistigen Frische. Sie hat mir die besten Grüße mitgegeben und mich mit verschiedenen Aufträgen beehrt.

„Die ich mit Ungeduld von Ihnen zu hören erwarte," entgegnete die lebhafte Charlotte, ohne auf ihre Umgebung zu achten.

Ein Blick von Leibnitz auf Herrn von Besser, der sich durch sein Amt berechtigt hielt, sich so nahe heranzudrängen, daß ihm kein Wort der Audienz entgehen konnte, belehrte die Kurfürstin, daß der Philosoph Gründe zur Zurückhaltung hatte. Obgleich sie seine Discretion billigte, so war sie doch zu begierig, die ihr

vorenthaltenen Nachrichten zu erfahren. Vor Allen lag ihr jedoch daran, den Oberceremonienmeister und den ihr lästigen Hofstaat auf eine schickliche Weise zu entfernen; was jedoch keineswegs selbst für die geistreiche Frau und Fürstin eine so leichte Aufgabe war, die sich dem strengen Gebote der vorgeschriebenen Etikette fügen mußte, wenn sie nicht von neuem Anstoß bei ihrem in diesem Punkte unerbittlichen Gemahl erregen wollte. Ein Blick, den sie mit Fräulein von Pöllnitz wechselte, sagte ihr, daß diese ihre Gedanken vollkommen errathen hatte und ihr zu Hülfe kommen wollte. In der That mischte sich die letztere mit großem Geschick, aufgefordert von der Kurfürstin, in das Gespräch und wußte der Unterhaltung eine allgemeine und unverfängliche Richtung zu geben. Sie fragte Leibnitz nach seinen Arbeiten, seinen neuesten Schriften und ließ sich anscheinend von ihm über verschiedene dunkle Stellen belehren, während die Kurfürstin, in ihr gewandtes Spiel eingehend, mit großer Theilnahme zuzuhören schien. Unter Anderm hatte der Philosoph die Behauptung aufgestellt, daß kein Ding dem andern gleich sei, und daß es nicht zwei Gegenstände in der Welt gebe, die sich vollkommen ähnlich wären. Dieser Satz wurde von den anwesenden Herren und besonders von dem eitlen Ceremonienmeister

angegriffen, der bei dieser Gelegenheit seinen Geist zeigen wollte.

„Ist nicht ein Wassertropfen dem andern gleich, sieht nicht ein Blatt wie das andere aus?“ fragte er mit triumphirender Miene.

„Eben das bestreite ich,“ entgegnete Leibnitz. „Bei einer genaueren Prüfung wird man stets finden, daß dies keineswegs der Fall ist.“

„Es kommt auf einen Versuch an und ich will jede Wette eingehen, daß es mir nicht schwer fallen wird, zwei Blätter zu finden, die sich vollkommen und in jeder Beziehung gleichen.“

„Wir können ja,“ fiel Fräulein von Pöllnitz ein, „den Streit auf der Stelle entscheiden. An Blättern fehlt es nicht im Park. Wir Alle wollen dem Herrn Oberceremonienmeister suchen helfen.“

„Der Vorschlag ist prächtig,“ sagte die Kurfürstin, welche sofort die Absicht ihrer Hofdame durchschaute. „Ich selbst brenne vor Neugierde und gebe den Herren und Damen die Erlaubniß, so lange zu suchen, bis sie zwei gleiche Blätter gefunden und Herrn von Leibnitz dann durch die Erfahrung widerlegt haben.“

„Das wollen wir,“ rief Fräulein von Pöllnitz mit heiterem Lächeln. „Wohlan, meine Herrschaften, folgen

Sie mir in den Park und der glückliche Finder soll der König des Tages sein!"

Da die Kurfürstin ihre Zustimmung gab, erhob sich der ganze Hofstaat, um den Park zu durchstreifen und den ausgesprochenen Wunsch der Gebieterin zu erfüllen. Nur Herr von Besser schien zu ahnen, daß ihn Fräulein von Pöllnitz düpiren wollte und zögerte daher aus Rücksicht auf sein dem Grafen Wartenberg gegebenes Versprechen, der übrigen Gesellschaft, welche sich bereits zerstreut hatte, zu folgen. Die schlaue Hofdame ergriff jedoch seinen Arm und zog den Widerstrebenden mit sich fort.

„Ich werde Ihnen," flüsterte sie ihm leise in's Ohr, „unterwegs eine kleine interessante Geschichte von der Jungfer Conradine erzählen, die mir heute ein loser Vogel zugeflüstert hat."

„Sie werden mich compromittiren," entgegnete der Ceremonienmeister eben so leise, indem er seinen Widerstand aufgab und sich beschämt und verlegen von ihr fortziehen ließ.

III.

Sobald sich die Kurfürstin mit Leibnitz allein sah, ließ sie die bisher beobachteten Formen der strengen Etikette gänzlich schwinden und lud ihn ein, sich an ihrer Seite niederzulassen, indem sie ihn nochmals mit den herzlichsten Worten willkommen hieß.

„Und nun,“ fügte sie hinzu, „lassen Sie mich hören, welche Aufträge Sie für mich von meiner Mutter haben.“

„Die hohe Frau, welche mich mit ihrem Vertrauen beehrt, hat mich gewissermaßen zu ihrem geheimen Gesandten am Hofe zu Lützelburg ernannt, wie Ihre Kurfürstlichen Gnaden aus diesem Accreditive ersehen.“

Mit diesen Worten überreichte der Philosoph ein Schreiben der Kurfürstin von Hannover an ihre Tochter, welche dasselbe schnell, aber mit großer Aufmerksamkeit durchlas, während ihr lebhaftes Mienenspiel die verschiedensten Empfindungen der Freude, Hoffnung und zuletzt des Zweifels, wo nicht gar der Enttäuschung ausdrückte.

„Meine Mutter,“ sagte sie mit trübem Lächeln, „ist eine große Frau und setzt bei mir dieselben Eigenschaften

voraus, die sie in so hohem Maße ihr eigen nennt. Ich bin jedoch keine Politikerin wie sie und besitze nicht ihr bewunderungswürdiges Talent, Menschen und Verhältnisse für einen bestimmten Zweck zu benutzen. Sie gefällt sich im Treiben der großen Welt, in das sie mit Geschick und Erfolg eingreift, während sich mein Geist nach Ruhe und stiller Betrachtung sehnt. Ich für meine Person verzichte gern auf diesen äußeren Glanz, auf welchen meine Mutter und noch mehr mein eitler Gatte einen so großen Werth legen."

„Und das mit Recht," entgegnete der Philosoph. „Die Ansprüche seines Ranges vernachlässigen, ist nicht besser, als ihnen entsagen, und doch war es zu keiner Zeit nothwendiger, sie aufrecht zu erhalten, als in der gegenwärtigen. Im Stillen bereiten sich große Dinge vor, die ihrer Reife nahe zu sein scheinen. Die Erbfolge in Spanien ist der Punkt am politischen Horizonte Europa's, auf den schon jetzt aller Blicke gerichtet sind. Ueber ein Kurzes, so werden Oesterreich, Bayern, Frankreich in Bewegung sein und Alles in Bewegung setzen. Diesen Augenblick nicht unthätig zu erwarten, das ist der Rath Ihrer erlauchten Mutter, Madame, und das müßte Ihnen auch den Einfluß an diesem Hofe wiedergeben, der so sehr zu Ihrem Glücke beigetragen,

wiewohl er Ihnen jetzt von durchaus unwürdigen Personen entzogen wird; kurfürstliche Gnaden ahnen wohl, was ich mir nur anzudeuten erlauben durfte. Ihre kurfürstliche Hoheit hat eine hohe Mission zu erfüllen, der Sie sich nicht entziehen dürfen. Wer würde nicht die Ruhe dem Sturme, den geistigen Genuß allen anderen Vergnügungen und Zerstreuungen vorziehen? Aber schon der gewöhnliche Sterbliche gehört sich nicht selbst an, geschweige derjenige, welcher wie Sie auf den Höhen der Menschheit steht. Die Welt macht Ansprüche auf uns, die wir nicht zurückweisen dürfen, legt uns Pflichten auf, welche wir erfüllen müssen. Selbst der Höchste ist nicht frei und unabhängig."

„Und das sagen Sie mir, mein weiser Freund? Wer kennt besser die Last einer Krone, um die wir von aller Welt beneidet werden."

„Das Haupt, dem das Schicksal eine Krone aufgesetzt, ist gleichsam prädestinirt und über das Gewöhnliche hoch erhaben. Königen und Fürsten ist die Macht gegeben, um sie zu gebrauchen; ihre Gedanken sind Thaten und ihre Handlungen werden in das Buch der Geschichte verzeichnet. Sie haben nicht gelebt, wenn sie nur für sich und nicht für das Ganze gelebt haben."

„Ich will weder eine Semiramis noch eine Elisabeth

von England sein. Die Natur hat mich nicht zur Herrscherin bestimmt."

„Aber sie gab Ihnen den fürstlichen Sinn, den hohen Geist, die Gewalt über die Gemüther. Nur von diesen Eigenschaften sollen Sie Gebrauch machen zu Ihrem Vortheil, zum Nutzen des Ganzen."

„Ich will thun, was Sie fordern," entgegnete die Kurfürstin nach einigen Besinnen. „Jedoch knüpfe ich daran die Bedingung, daß Sie, mein Freund, mir fortan zur Seite stehen. Mehr als je bedarf ich jetzt eines Mannes, der mein volles Vertrauen besitzt, dessen Ansichten mir zum Leitstern dienen."

„Ihre kurfürstliche Hoheit wissen, daß ich in hannöverschen Diensten stehe, daß Ihre hohe Mutter mich mit Wohlthaten und Auszeichnungen überhäuft hat, so daß ich der undankbarste Mensch sein würde, wenn ich sie verlassen wollte."

„Ich werde an meine Mutter wegen dieser Angelegenheit schreiben."

„Und selbst wenn die Kurfürstin von Hannover ihre Zustimmung geben würde, so dürfen Sie nicht vergessen, daß der Kurfürst von Brandenburg, oder vielmehr sein allmächtiger Minister, Graf Wartenberg, mir nie eine Stellung an seinem Hofe oder in Ihrer Nähe geben

wird. Beide haben ein altes Vorurtheil gegen meine Person und meine ganze Anschauung. In ihren Augen bin ich nur ein unpraktischer Philosoph, ein träumerischer Phantast, der das Leben und die Wirklichkeit nicht kennt. Und im Grunde mögen sie Recht haben, da ich meine Schwächen kenne."

„Lassen Sie das Alles meine Sorge sein. Ich habe einen Gedanken, der uns vielleicht zum Ziele führt, einen Gedanken, der mich schon seit langer Zeit beschäftigt und den Sie selbst, mein Freund, vor längerer Zeit angeregt haben."

„Ich entsinne mich nicht mehr."

„Wenn ich nicht irre, haben Sie schon früher einmal auf die Nothwendigkeit hingewiesen, in der Hauptstadt eine Akademie der Wissenschaften zu gründen. Ich glaube, daß eine derartige Schöpfung von hoher Wichtigkeit sei. Zugleich würde uns dadurch die Möglichkeit gegeben, Sie für immer an unseren Hof zu fesseln."

„Ich fasse noch immer nicht, wie das geschehen kann und soll."

„Als Präsident der neu zu begründenden Akademie werden und müssen Sie in unserer Nähe verbleiben."

„Ihre kurfürstliche Hoheit vergessen die Abneigung des Grafen Wartenberg gegen meine Anstellung in Berlin."

„Der Graf fürchtet in Ihnen nicht den Gelehrten, sondern den Staatsmann; er wird Sie als Präsidenten der Akademie, aber nicht als Rath der Krone dulden. Wir müssen ihn daher zu täuschen suchen und unter dieser Verkleidung unsere eigentlichen Absichten verbergen."

„Leider fehlt mir jedes Talent dazu und als Philosoph verabscheue ich jede Täuschung selbst gegen einen Gegner, wie Graf Wartenberg."

„Muß ich Ihnen erst sagen, daß an jedem Hofe die Verstellung eine unumgängliche Kunst sei?"

„Verzeihung, meine hohe Gönnerin! Aber ich bin ganz entgegengesetzter Meinung, indem ich die Wahrheit und Offenheit hier wie überall für die beste Führerin halte, obgleich Fräulein von Pöllnitz und auch Ihre kurfürstliche Gnaden meine Ansicht nicht zu theilen scheinen."

„Wir wollen jetzt nicht darüber streiten, da mein Hofstaat leider zu früh zurückkehrt und ich wieder Kurfürstin sein muß. Hoffentlich finde ich bald eine gelegenere Stunde, wo wir über diese und manche andere

interessante Materie unsere Gedanken austauschen können. Ich werde und muß Sie wiedersehen."

Im nächsten Augenblicke füllte sich der Empfangssaal mit den zurückgekehrten Damen und Herren, an deren Spitze der Oberceremonienmeister Herr von Besser schritt.

„Nun," fragte die Kurfürstin lächelnd, „sind Sie so glücklich gewesen, zwei vollkommen gleiche Blätter zu finden und die Behauptung des Herrn von Leibnitz zu widerlegen?"

„Ich habe den Versuch aufgegeben," entgegnete Fräulein von Pöllnitz, „indem ich mich überzeugt habe, daß unser Philosoph Recht hat."

„Da habe ich es besser getroffen," rief der eitle Oberceremonienmeister. „Hier bringe ich einen ganzen Zweig, nicht mit zwei, sondern hundert gleichen Blättern."

„Geben Sie her!" sagte Leibnitz. „Ich glaube nur, was ich sehe."

Herr von Besser zeigte seinen Fund mit siegesgewissem Lächeln, das sich jedoch bald in ein unwilliges Staunen verwandelte, als der Philosoph mit Leichtigkeit ihm seinen Irrthum nachwies und an dem ganzen,

großen Zweige auch nicht zwei gleiche Blätter zu finden waren.

„Sie sehen," scherzte die Kurfürstin, „daß man leichter einen Reim und zwei gleichlange Verse als zwei vollkommen identische Blätter finden kann. Die Natur ist unerschöpflich, der Mensch beschränkt."

Der ganze Hof lachte über die wohlverdiente Züchtigung des aufgeblasenen Ceremonienmeisters, der sich beschämt zurückzog. Nicht viel besser erging es aber den übrigen Herren und Damen, da auch sie nicht glücklicher gewesen waren, so daß Leibnitz vollkommen Recht behielt.

Sobald die Untersuchung und Vergleichung der Blätter beendet war, gab die Kurfürstin das Zeichen zum Beginn des Concertes, welches fast täglich um diese Zeit in Lützelburg stattfand. Sie selbst war nicht nur eine große Freundin der Musik, sondern eine ausgezeichnete Künstlerin; sie componirte die reizendsten Lieder und sang mit vollendeter Meisterschaft. Außerdem besaß sie ihre eigene Capelle, an deren Spitze der berühmte Italiener Attilio Ariosti stand. Ihr musikalischer Liebling war jedoch der berühmte Violinvirtuose Corelli, dessen seelenvolles Spiel jetzt die Zuhörer entzückte und selbst den Beifall des sonst

nicht eben allzu musikalischen Leibnitz im höchsten Grade erhielt.

Auch die Primadonna, Jungfer Conradine, sang mit herrlicher Stimme eine große Arie und später ein zärtliches Duett mit dem Tenoristen Ferdinando, worüber Herr von Besser ganz außer sich gerieth. An seiner Seite saß aber leider das Fräulein von Pöllnitz und flüsterte ihm von Zeit zu Zeit eine boshafte Bemerkung zu, so daß ihm der Genuß gestört wurde und der Angstschweiß auf der Stirne stand.

„Werden Sie Herrn von Leibnitz die gewünschte Audienz bei dem Kurfürsten verschaffen?" fragte ihn leise sein Quälgeist.

„Unmöglich!" flüsterte der Arme.

„Gut! Dann soll alle Welt Ihre poetische Epistel an Jungfer Conradine lesen."

„Erbarmen!"

„Nur unter der Bedingung, daß Sie meine Wünsche erfüllen."

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht."

„Sie werden ferner Herrn von Leibnitz eine Einladung zu den bevorstehenden, großen Hoffeierlichkeiten zukommen lassen."

„Wohin denken Sie! Sie verlangen, daß ich mich unmöglich mache!“

„Ich will es!“

„Was wird der Herr Graf von Wartenberg sagen?“

„Das kümmert mich wenig. An dem Tage, wo Herr von Leibnitz sein Einladungsschreiben von Ihnen erhält, bekommen Sie Ihren Brief an Jungfer Conradine zurück.“

„Kann ich mich auf Sie verlassen?“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.“

Der geplagte Oberceremonienmeister gab um diesen Preis seine Zustimmung zu Allem, was die schlaue Hofdame von ihm verlangte, selbst auf die Gefahr hin, dadurch seinen hohen Gönner zu erzürnen, da ihm die augenblickliche Beschämung mehr Furcht einjagte, als der künftige Zorn seines mächtigen Beschützers, den er durch irgend eine wohlangebrachte Schmeichelei bald wieder zu versöhnen hoffte.

IV.

An der Ecke der Burg- und Georgenstraße, die jetzt die Königsstraße heißt, stand das Palais des Grafen Kolbe von Wartenberg, von dem berühmten Architekten und Bildhauer Andreas Schlüter erbaut. Hier wohnte der mächtige Günstling mit seiner Gattin, welche eine nicht minder einflußreiche Rolle am Hofe spielte.

Sie, die Tochter eines Schiffers Ricker aus Emmerich am Rhein, er, ursprünglich ein einfacher Hofbedienter, des Namens Kolbe: so hatte sich dies abenteuernde Paar gefunden und seinen wahrhaft fabelhaften Weg zu Rang und Reichthum zu machen gewußt. Die Schönheit und Schlauheit der Frau, der vor nichts zurückschreckende Intriguengeist des Mannes hatten den braven Kurfürsten, der die Pracht über Alles liebte und der Schmeichelei nicht unzugänglich war, so sehr gefangen genommen, daß er zuletzt fast von jedem andern Einfluß, als dem ihren, abgeschnitten war.

Rücksichtslos gegen Alle, die ihnen etwa rechts und links im Wege gestanden, waren die beiden Eheleute von Stufe zu Stufe emporgestiegen, nachdem es ihnen gelungen war, durch ihre fein angesponnenen Intriguen

den ehrenwerthen Minister von Dankelmann zu stürzen. Kolbe wurde von dem Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben, erhielt die Stelle seines Vorgängers und zugleich eine solche Position, daß er im Auslande für den eigentlichen Kurfürsten galt. Außerdem bezog er eine Jahresrevenue von mehr als hunderttausend Thalern, abgesehen von den zahlreichen Geschenken seines großmüthigen Herrn.

Seitdem kannte der Stolz und Uebermuth der Gräfin keine Grenzen mehr; beanspruchte die höchsten Ehren am Hofe und erhielt dieselben auch wirklich zugestanden. Nur die charaktervolle Kurfürstin versagte ihr zum größten Leidwesen den Zutritt und weder Bitten noch Drohungen konnten sie dazu bewegen, die Gräfin im Schlosse zu Lützelburg zu empfangen. Diese rächte sich dafür durch Spöttereien über die Gelehrsamkeit der hohen Frau und übte bei jeder Gelegenheit ihre kleinliche Rache, indem sie geschickt den Kurfürsten durch verschiedene Zwischenträgereien seiner Gemahlin zu entfremden und gegen sie aufzubringen wußte.

Die Gräfin war noch immer eine schöne Frau, trotzdem die Jahre und das Leben nicht spurlos an ihr vorübergegangen waren. Was ihr jedoch an Jugendfrische mangelte, ersetzte sie durch die Kunst und Eleganz

ihrer Toilette, mit der sie sich in diesem Augenblicke gerade beschäftigte.

Sie saß vor dem silbernen Spiegel und bewunderte ihr Bild in demselben, während sie von ihrer Kammerjungfer sich frisiren ließ. Ihr üppig dunkles Haar fiel in künstlichen Locken über die weißen Schultern und den vollen Busen hernieder. An den Hinterkopf befestigte die Dienerin mit kostbaren Demantnadeln eine Art von Flormantille, die unter dem Halse zusammengeschlagen war, doch so, daß Brust und Arme damit leicht verhüllt werden konnten. Auf der Stirn und an den Schläfen erblickte man die sogenannten Favoriten, halbmondförmige, fest aufliegende Locken, welche dem Gesicht ein kokettes, aber kleidsames Ansehen verliehen. Diese ganze Frisur war mit Edelsteinen und Perlen von unschätzbarem Werthe durchflochten und förmlich übersäet. Nach den Berichten der Zeitgenossen besaß die Gräfin einen Schatz von Juwelen für mehrere Millionen.

Nicht geringere Aufmerksamkeit als das Haar, erforderte das Gesicht der Modedame. Der etwas verblaßte und gelbliche Teint verschwand bald unter der Anwendung der feinsten Pariser Schminke. Schwarze Schönpflästerchen, in Form von Herzen, Pfeilen und Sternen mußten die künstliche Röthe durch den Contrast

noch mehr heben, während ein Pinselstrich mit schwarzer Tusche dazu diente, den Glanz der dunklen Augen zu erhöhen.

Während die Gräfin noch mit ihrer Toilette beschäftigt war, klopfte es leise an der Tapetenthür; auf ihren Ruf „herein!" erschien ihr Gatte, der kurfürstliche Premierminister, in glänzender Hofkleidung, da er im Begriffe stand, sich nach dem Schlosse zu begeben. Auf seinem schönen, glatten, aber ausdruckslosen Gesicht lagerte eine leichte Wolke, welche dem scharfen Auge seiner Gattin nicht entging.

„Nun mon cher ami," fragte sie besorgt, „was fehlt Ihnen, daß Sie heute so düster aussehen, da Sie doch alle Ursache haben, zufrieden zu sein?"

„Sie wissen, liebe Katharina, daß uns von allen Seiten Gefahren drohen. Ich habe Grund zu fürchten, daß der Einfluß der Frau Kurfürstin wieder präponderirt und daß dadurch unsere Stellung ernstlich bedroht wird. Trotz aller meiner Bemühungen hat Herr von Leibnitz eine Einladung zu den Hoffesten erhalten und wird daher Gelegenheit finden, mit dem Kurfürsten zu sprechen."

„Ich dachte, daß Herr von Besser Ihnen fest versprochen hat, eine solche Entrevue zu verhindern."

„Der Herr Oberceremonienmeister ist ein Achselträger, eine Windfahne, auf die man sich nicht mehr verlassen kann. Er schützt den besondern Befehl der Frau Kurfürstin vor, dem er nicht zu widerstreben wagte.“

„Der Hasenfuß! Ich wette, daß das naseweise Fräulein von Pöllnitz dabei ihre Hand im Spiele hat. Aber das kann uns nicht irritiren. Mag auch Herr von Leibnitz den Vermählungsfeierlichkeiten immer beiwohnen, wir wollen schon dafür sorgen, daß er in Berlin keinen festen Fuß faßt.“

„Ich fürchte ihn auch weniger, als die Frau Kurfürstin, die ihn protegirt. Leider wissen wir, daß sie uns nicht wohl will und sie giebt sich nicht einmal die Mühe, ihre Abneigung zu verbergen.“

„Das ist freilich wahr. Bis jetzt hat sie sich beharrlich geweigert, mir den Zutritt zu ihrem Cercle in Lützelburg zu gestatten, und wenn sie mich bei Hofe sieht, redet sie mich immer nur französisch an, um mich in Verlegenheit zu setzen.“

„Außerdem fehlt es uns nicht an Gegnern und Feinden, die auf meinen Sturz lauern und kein Mittel verschmähen, um mir zu schaden und mich zu beseitigen. Dieselben werden die willkommene Gelegenheit ergreifen

und sich mit Herrn von Leibnitz alliiren, um uns zu verdrängen."

„Sie gehen zu weit in ihren Befürchtungen. Ich traue dem Pedanten kein besonderes diplomatisches Talent zu und glaube, daß er sich mehr um seine Bücher, als um die Intriguen unseres Hofes kümmert."

„Dennoch können Sie sich irren. Unter der unscheinbaren Maske eines sogenannten Philosophen verbirgt dieser Mann, wie ich sicher weiß, weit aussehende Pläne und Absichten. Gewiß hat ihn auch diesmal eine wichtige Mission nach Berlin geführt, hinter die ich unter jeder Bedingung noch zu kommen hoffe. Ich will ihn so scharf als möglich beobachten und auf ihn vigiliren lassen, damit ich den Zweck seiner Anwesenheit erfahre und den jedenfalls intendirten Streich bei Zeiten parire."

„Und ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, um eine vielleicht beabsichtigte Versöhnung der hohen Herrschaften zu hintertreiben. Ich weiß, daß der Herr Kurfürst das geistreiche Treiben in Lützelburg nicht leiden mag. Einige Worte zur rechten Zeit sollen seinen Widerwillen noch steigern. Außerdem bietet sich ein neuer Anlaß zum Streit, da die Kurfürstin die Verbindung ihres Schwagers, des Markgrafen von

Schwedt, mit der Prinzessin von Kurland protegirt, von welcher der hohe Herr nichts wissen will. Da braucht man nur ein wenig zu schüren und das Feuer brennt mit hellen Flammen."

„Sie sind eine kluge Frau, eine geborene Diplomatin," versetzte Graf Wartenberg beruhigt. „Jetzt gehe ich mit leichtem Herzen auf daß Schloß. Adieu, mon ange!"

Mit einem zärtlichen Kusse auf die geschminkte Wange verabschiedete sich der beruhigte Minister von seiner würdigen Gattin, welche mit Hülfe der Kammerfrau ihre Toilette beendete und dann ihren Wagen befahl, um auszufahren. Sie schlug den Weg nach „den Linden" ein, welche damals schon aus einer sechsfachen Reihe junger Bäume bestanden und wie heute zu beiden Seiten mit einer Reihe imposanter Gebäude geschmückt waren, unter denen das herrliche Zeughaus, das im Jahre 1695 von Nering angefangen und von de Bodt und dem berühmten Schlüter vollendet worden, ganz besonders hervorragte.

Die Gräfin Wartenberg saß nachlässig zurückgelehnt in ihrer Equipage, welche einem großen vergoldeten Glaskasten glich, so daß sie von allen Seiten gesehen werden konnte. Die Vorübergehenden bewunderten den

prachtvollen Wagen, die herrlichen isabellfarbenen Pferde und die gewandten Läufer in silbergestickter Uniform, mit seidenem Schurz und großen goldenen Stäben in den Händen. Wo sich die gekannte Frau des allmächtigen Ministers blicken ließ, flogen die Hüte von den Köpfen, wurde sie respectvoll von aller Welt gegrüßt, während sie im Gefühle ihrer Größe kaum mit dem stolzen Kopfe nickte.

So glich ihre kurze Ausfahrt in der That dem Triumphzuge einer Königin durch die eigene Hauptstadt. Um so mehr mußte es sie befremden, daß beim Einbiegen in die sogenannte „letzte Straße", wie damals die jetzige „Dorotheenstraße" hieß, eine andere Equipage ihrem Wagen zuvorkommen wollte und sich ihr vordrängte. Das duldete ihre Ehre nicht und noch weniger die Ambition ihres Leibkutschers, der sich vollkommen seiner Würde bewußt war. Mit Stentorstimme rief er dem fremden Rosselenker zu, ihm auszuweichen und Platz zu machen, was dieser jedoch nicht that, indem auch er auf die hohe Stellung seiner Herrschaft zu pochen schien.

Bald betheiligten sich an dem Etikettenstreit der Diener die Gebieterinnen und fast gleichzeitig fuhren die frisirten und wohlgepuderten Köpfe der beiden Damen

aus dem Glaskasten hervor und maßen sich, da sie dicht aneinander gefahren waren, mit empörten, feindlichen Blicken.

„Wissen Sie nicht," rief die Gräfin mit stolzen Mienen, „daß mir der Vorrang gebührt?"

„Keineswegs!" versetzte ihre Gegnerin, welche die Herzogin von Kurland mit ihrer reizenden Tochter war.

„Nach einem Decret Seiner Hoheit des Herrn Kurfürsten habe ich den Vortritt vor allen unverheiratheten Prinzessinnen."

„Doch nur bei Hofe und nicht in den Straßen von Berlin. Außerdem scheinen die Frau Gräfin zu vergessen, daß ich die Wittwe eines souverainen Fürsten bin."

„Aber gegenwärtig ohne Mann, folglich müssen Ihre Durchlaucht nachstehen."

„Nimmermehr! Wenn ich auch bis zum Abend warten sollte."

„Und ich weiche nicht vom Platze, ob ich auch die ganze Nacht hier zubringen müßte."

„Ihre Gnaden werden sich den Schnupfen holen," bemerkte spöttisch die Herzogin.

„Und Ihre fürstliche Durchlaucht bekommen sicher die Migraine," versetzte die erbitterte Gräfin. „Uebrigens werde ich meine Satisfaction verlangen."

„Die giebt man nur den Leuten, welche ebenbürtig sind.“

Das Wortgefecht hatte schon mehrere Minuten gedauert, während die Kutschen dicht neben einander standen, ohne sich nur einen Schritt weiter zu bewegen. Eifersüchtig beobachteten sich die Diener, welche an dem Streite ihrer Herrschaften einen stillen Antheil nahmen und sich drohend anblickten. Vielleicht wäre es zwischen den Leuten zu einem öffentlichen Handgemenge gekommen, wie es in jener Zeit bei solchen Gelegenheiten nicht eben selten war, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein Vermittler in der Person des Markgrafen von Schwedt erschienen wäre. Der ritterliche Stiefbruder des Kurfürsten grüßte die Herzogin von Kurland und besonders ihre schöne Tochter, um deren Hand er sich bewarb, mit zuvorkommender Artigkeit, indem er sich zugleich nach der Ursache des Auftritts erkundigte, der bereits eine Menschenmenge herbeigelockt hatte.

Nachdem er die näheren Umstände erfahren, befahl er dem Kutscher der Herzogin ihm seinen Platz einzuräumen. Leicht und gewand schwang er sich auf den Bock und ergriff die Zügel der vor Ungeduld stampfenden Pferde, die er mit einem leichten Peitschenhieb antrieb. „Adieu, Frau Gräfin!“ rief er lächelnd; „Sie

werden doch wohl erlauben, daß ein Prinz von Geblüt Ihnen vorfährt."

Die höhnischen Mienen der siegreichen Herzogin, der Spott des übermüthigen Prinzen und die sichtliche Schadenfreude des herumstehenden Volkes versetzten die kurfürstliche Favorite in die höchste Wuth. Fast einer Ohnmacht nahe, sank sie in die Kissen ihrer Equipage zurück, indem sie wegen der ihr zugefügten Beschimpfung auf eine entsprechende Rache sann. Sie gab daher ihre beabsichtigte Spazierfahrt nach dem Thiergarten auf und kehrte in ihren Palast zurück, wo sie die Rückkehr ihres Gatten erwarten wollte, um von ihm eine eclatante Genugthuung für die ihr widerfahrene Zurücksetzung zu fordern."

Der heutige Tag war jedoch entschieden ein Unglückstag für die Gräfin, da sie zu Hause eine neue und noch weit empfindlichere Kränkung erwartete, die weniger den Stolz der Frau, als das Herz der Mutter berührte. Kaum in ihr Zimmer angelangt, ließ sich bei ihr die Gouvernante ihrer einzigen Tochter, die sie wahrhaft liebte, melden. Die alte Französin, eine zwar strenge, aber höchst respectable und tugendhafte Dame, erschien vor ihrer Gebieterin mit allen Zeichen

der größten Aufregung und voll sittlicher Entrüstung, so daß sie kaum sprechen konnte.

„Mon Dieu!“ rief die Gräfin erschrocken. „Was ist denn arrivirt, daß Sie so außer sich sind, meine liebe Jobert?“

„Oh, Madame la Comtesse!“ versetzte die bestürzte Gouvernante, „Sie wissen, daß ich stets Ihr Fräulein Tochter in den Grundsätzen der strengsten Moral erzogen und zur Tugend angehalten habe. Leider aber sind alle meine Bemühungen umsonst gewesen. Das ungehorsame Kind! Elle se perdra pour toujours.“

„Ich begreife nicht, was geschehen ist. Sie spannen mich auf die Folter.“

„Mademoiselle la baronesse d'Anspach, votre fille, a une liaison, hat ein Verhältniß mit einem jungen Manne.“

„Unmöglich! Sie ist ja noch ein Kind.“

„Das habe ich auch gedacht, aber leider fehlt es nicht an Beweisen. Ich habe in ihrem Gebetbuche dieses Billetdoux gefunden.“

Mit diesen Worten überreichte die tugendhafte Gouvernante ihrer Gebieterin ein zierliches Briefchen auf duftendem Seidenpapier, dessen Inhalt von zärtlichen Liebesschwüren und Betheuerungen überfloß. Die

Gräfin las die ihr nur zu bekannte Sprache der damaligen Galanterie und war empört.

„Und Sie haben keine Ahnung," fragte sie, „wer das Billet geschrieben hat?"

„Hélas! Alle meine Bemühungen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, waren vergebens. La petite pécheresse wollte mir nichts gestehen."

„Gut! Schicken Sie mir meine Tochter!"

Die Gouvernante entfernte sich und kehrte schon nach wenigen Augenblicken in Begleitung eines reizenden Kindes von fünfzehn bis sechszehn Jahren zurück. Das rosige Gesicht zeigte zwar eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen der Gräfin, aber der ganze Ausdruck der Physiognomie war edler und weiblicher, die kleinen Augen blickten so rein und unschuldig wie der Himmel an einem heiteren Frühlingstage, während der frische Mund einer jungen Rosenknospe glich. Statt der dunklen Haare der Mutter umgab ein blonder, von keinem Puder entstellter Lockenkranz in natürlicher Fülle und Anmuth die reine Stirn der Tochter. Selbst die augenblickliche Befangenheit und das Bewußtsein ihrer ersten Schuld verlieh ihr einen neuen Reiz, indem sich die runden Wangen lieblich rötheten und das ganze Gesicht eine größere geistige Spannung gewann. Respect=

voll näherte sie sich der Mutter, deren Hand sie ergriff, um sie zu küssen.

„Mademoiselle!“ sagte die Gräfin in strengem Tone, „ich habe Ursache, mit Ihnen im höchsten Grade unzufrieden zu sein. Ihre Gouvernante hat mir soeben eine Mittheilung gemacht, die mein mütterliches Herz betrüben muß. Ich erwarte von Ihnen ein offenes Geständniß.“

„Ich weiß von nichts,“ stammelte die Kleine, während ein Thränenstrom über die lieblichen Wangen floß.

„Auch nicht, wer dies Billetdoux geschrieben hat?“

„Oh, Maman! ich bin unschuldig, was kann ich dafür, daß er mich so heiß und innig liebt. Er hat geschworen, daß er sich das Leben nehmen will, wenn ich ihn nicht erhöre.“

„Wer ist der Unverschämte, der es wagt, Dir solche abgeschmackte Dinge in den Kopf zu setzen?“ zürnte die gestrenge Mutter.

„Nein! ich kann, ich darf Ihnen nicht den Namen nennen,“ versetzte zögernd das holde Kind.

„Ich befehle es Dir bei meinem höchsten Zorn.“

„Aber Sie müssen mir versprechen, daß ihm nichts geschieht. Er ist so gut und hat wirklich die besten

Absichten. Wie er mir sagt, will er mich heirathen, sobald er sein Officierpatent erhält."

„Du bist ein albernes Kind. Den Namen, ich will seinen Namen wissen."

„Es ist der Leibpage der Frau Kurfürstin, der junge Graf Schlieben."

„Ach! Der Taugenichts, der mir immer Gesichter schneidet und auf die Schleppe tritt. Der Bursche soll für seine Frechheit büßen."

„O, Maman! Sie dürfen ihm nichts thun. Ich sterbe, wenn ihm das Geringste arrivirt."

„Das wird sich finden. Einstweilen wirst Du Dich auf Dein Zimmer begeben und Stubenarrest halten, bis Du Deine Thorheit einsehen lernst und Dich ernstlich besserst. Mademoiselle Jobert soll Dich bewachen und nicht aus den Augen lassen."

An der Hand der Gouvernante verließ die Tochter das Zimmer, um ihre Gefangenschaft anzutreten, die ihr im Angesicht der nahen Hoffestlichkeiten um so schwerer fallen mußte. Die Gräfin aber blieb nachdenklich zurück. Vielleicht erinnerte sie sich ihrer eigenen Jugend.

V.

Ganz Berlin befand sich in der freudigsten Aufregung wegen der bevorstehenden Vermählung der einzigen Tochter des Kurfürsten aus seiner ersten Ehe, der Markgräfin Luise, mit dem damaligen Erbprinzen von Hessen-Kassel. Alle Welt war um so heiterer gestimmt, da diese Verbindung nicht das Werk der berechnenden Politik, sondern das Ergebniß der reinsten Herzensneigung war, wie sie nur selten in diesen hohen Regionen vorzukommen pflegt.

Es war am 28. Mai des Jahres 1700, als der Bräutigam mit seinem Gefolge in Berlin seinen Einzug hielt und dem Kurfürsten die willkommene Gelegenheit verschaffte, seine bekannte Prachtliebe auf das Glänzendste zu bethätigen. Vor dem Georgenthore, an welchem der hohe Gast erwartet wurde, hatten sich die Garden, die grands mousquetaires, die Gensd'armes und Grenadiere, sowie die neu gekleideten Regimenter des Kurprinzen und Markgrafen Philipp in ihren blauen und rothen, reich mit Silber gestickten Uniformen aufgestellt. Auch die übrigen Einwohner der Residenz betheiligten sich an der Feier, indem sie die Besetzung des Weges

und der Georgenstraße übernommen hatten. Außerhalb des Thores stand die französische Colonie herrlich gekleidet und ausgerüstet; sie hatte eine besondere Compagnie aus den schönsten Knaben gebildet, welche, mit passenden Waffen versehen und bunten Bändern geschmückt, einen reizenden Anblick boten und durch ihre zierliche Erscheinung und soldatische Haltung den größten Beifall fanden. In der Georgenstraße, vom Thore bis zur langen Brücke, bildeten die Zünfte mit ihren vergoldeten Stäben, wehenden Fahnen und kunstvollen Emblemen und Abzeichen ein lebendiges Spalier. Eine zahllose Menschenmenge füllte die Straßen und die nahe gelegenen Häuser, die mit Guirlanden von Eichenlaub und frischen Blumen geziert waren. Unter dem Donner von hundert Kanonen begrüßte der Kurfürst die fremden Herrschaften an der Spitze seines Hofstaates, worauf der Zug, der vier Stunden bis zum Schlosse brauchte, sich in Bewegung setzte.

Am zweiten Pfingsttage fand Abends um neun Uhr die feierliche Trauung des fürstlichen Paares durch den Hofprediger Ursinus statt. Der Oberceremonienmeister, Herr von Besser, hatte sich selbst übertroffen und in seinen nachgelassenen Schriften eine ausführliche Schilderung der dabei stattgefundenen Festlichkeiten gegeben.

Nach seiner Beschreibung war das Kleid der Braut von Silberstuck, ihr Rock und das Leibstück mit Demanten besetzt. Der Mantel bestand aus einem goldenen Netze von Point d'Espagne, sieben Ellen lang und so schwer, daß sechs Kammerfräulein das Ende „nicht zu ertragen vermochten", sondern noch von zwei besondern Brautpagen dabei unterstützt werden mußten. Die Krone auf dem Haupte der schönen Braut blitzte von Brillanten und Birnperlen, deren Werth allein auf eine Million Thaler geschätzt wurde. Nicht minder kostbar war die Kleidung des Verlobten, der prachtvolle Mantel ebenfalls von Silberstuck, mit unschätzbaren Spitzen und Edelsteinen besetzt, die Agraffe von Diamanten, welche ihm kurz vor der Trauung von der Braut verehrt worden war, und der Galanteriedegen, dessen Griff für ein Meisterwerk der damaligen Goldschmiedekunst galt. Auf die Trauung folgte in dem sogenannten „oranischen Saale" die glänzende Abendtafel, wobei von Allen die Geschicklichkeit des Küchenmeisters Pristian bewundert wurde, der in Zeit von anderthalb Stunden fünfhundert Schüsseln und Zwischengerichte auf die kurfürstliche Tafel aufstellte und außerdem noch die sechs und achtzig Tische der Hofbedienten in den Nebenzimmern besorgte.

Um ein Uhr des Nachts wurde die Tafel aufgehoben, worauf nach altem Brauch in dem „weißen Saale“ der Fackeltanz gehalten wurde, über dessen Ursprung und Herkommen sich Herr von Besser folgendermaßen vernehmen läßt: „Sothaner Fackeltanz ist ein alter Gebrauch, den entweder die Römer von den viel älteren Deutschen oder die Deutschen von den Römern entnommen, solches auch von den faedis oder Kienfackeln benennet, die sie bei ihren Hochzeiten, wie man weiß, vortragen lassen. Erstlich tanzte die Braut mit dem Bräutigam, dann mit ihrem Vater, dem Kurprinzen, den drei Markgrafen, mit jedem drei unterschiedene Tänze und allemal unter Trompeten- und Paukenschall und in Begleitung nicht allein der sechs Kammerfräulein, die den Schweif ihrer „Mante“ trugen, sondern auch vier und zwanzig der vornehmsten Hofleute, von welchen sechs Paar vor, sechs Paar hinter, mit brennenden weißen Wachsfackeln tanzten und von den beiden Marschällen mit ihren Silberstäben angeführt wurden.“ Den Beschluß der Ceremonie bildete die Vertheilung der Strumpfbänder, von denen die Braut das eine ihrem Vater, das andere dem Landgrafen verehrte, welche dieselben als empfangene Liebeszeichen, zu Ehren der Neuvermählten, um ihre Degen wanden.

Damit waren jedoch die Lustbarkeiten und Vergnügungen keineswegs beendet und erschöpft, sie dauerten vielmehr ununterbrochen durch mehrere Wochen fort. Bald wurde ein Gelegenheitsstück unter dem Titel »la Festa del Gmeneo« von dem italienischen Abbate Mauro aufgeführt, am anderen Tage war „große Maskerade" im oranischen Saale, bei welcher zwischen den Tänzen die kurfürstlichen Kammerjunker als Hausknechte verkleidet, in großen Silberkörben Früchte und Erfrischungen herumreichten. Am nächsten Morgen wurde im Hetzgarten ein Kampf zwischen Bären, Büssel und Auerochsen, die eigens zu diesem Schauspiele aus den preußischen Wäldern mit großen Kosten herbeigeschafft waren, zu Ehren der Gäste veranstaltet und dann in der Küchenstube gespeist, wo es nicht an neuen Ueberrachschungen fehlte. Der Kurfürst pflegte nämlich von Zeit zu Zeit in der sogenannten „Küchenstube" zu speisen, weil jeder seiner zwölf Meisterköche ihm daselbst seine Leibgerichte sorgfältiger zubereiten und völlig warm vorsetzen konnten. Als sich die Gesellschaft auf seine Einladung einstellte, fand sie zu ihrem Befremden keine angerichtete Tafel, wie sie erwartet hatte. Plötzlich aber öffnete sich die Decke und aus derselben stieg ein reich besetzter Tisch herab, der durch eine besonders künstliche

Maschinerie viermal verändert wurde, indem, wenn eine neue Tafel aus der Höhe sich niederließ, die alte eben so schnell in den Boden hinabsank. Nach diesem originellen Abendessen wurde ein prachtvolles, sinniges Feuerwerk zwischen dem „neuen" und „Leipziger Thore" abgebrannt, welches die hohen Herrschaften von dem damaligen Festungswalle unter eigens errichteten Zelten betrachteten.

Während der Hof sich in dieser Weise amüsirte, langweilte sich der berühmte Leibnitz bei all den Festen, zu denen er trotz seiner Gegner eine Einladung erhalten hatte. Der Kurfürst war viel zu sehr beschäftigt, um ihm Gehör zu schenken, selbst wenn er dazu geneigt gewesen wäre. Aber Graf Wartenberg und seine intriguante Gemahlin hatten dafür gesorgt, daß der Philosoph keines Wortes gewürdigt wurde und gänzlich unbeachtet blieb. Eine von ihm auf Veranlassung der Kurfürstin eingereichte Denkschrift, worin er seine Pläne zur Gründung einer „Societät der Wissenschaften" auseinandergesetzt und die sein besonderer Freund und Verehrer, der Hofprediger Jablonski, befürwortete, blieb in dem Getümmel und Rausch der Feste ungelesen und wurde bald ganz vergessen und bei Seite gelegt.

Auch seine hohe Beschützerin, die geistreiche Sophie Charlotte, sah er nur flüchtig und in einer solchen Umgebung, die kein vertrauliches Wort unter dem Zwange der hier herrschenden, strengen Etikette gestattete, so daß er an der Erreichung seiner Pläne verzweifelte und den Beschluß faßte, den Hof, wo er so wenig Berücksichtigung fand, zu verlassen und unverrichteter Sache nach Hannover zurückzukehren. In dieser Stimmung fand ihn seine treue Freundin, Fräulein von Pöllnitz, die ihn von seinem Vorhaben zurück zu halten und seinen gesunkenen Muth wieder zu beleben suchte.

„Sie dürfen uns nicht verlassen und Ihren Feinden weichen."

„Was soll ich hier?" versetzte der mißmuthige Philosoph. „Diese eitlen Vergnügungen widern mich an und ich sehe mich von meinem Ziele entfernter als je. Der Kurfürst hat mich keines Wortes gewürdigt und selbst meine hohe Gönnerin scheint mich in dem Taumel der Feste vergessen zu haben."

„Sie thun Ihrer großen Freundin Unrecht. Mitten in dem Strudel der Zerstreuungen läßt sie ihr Ziel nicht aus den Augen. Auch sie seufzt unter der Last der Festlichkeiten, denen sie sich nur hingiebt, um sich dem Kurfürsten gefällig zu erweisen und ihn für Ihre

Pläne günstiger zu stimmen. Wie sie mir erst gestern mittheilte, hat sie bereits Gelegenheit gefunden, mit ihm über die von Ihnen vorgeschlagene Socität der Wissenschaften zu sprechen. Der Kurfürst schien auch nicht abgeneigt, darauf einzugehen, indem sie ihm hauptsächlich die Regelung des verwirrten Kalenderwesens durch die neu zu gründende Akademie versprach. Leider hat Graf Wartenberg sich hinter die Ihnen feindliche Partei gesteckt, welche Zweifel in Ihre Rechtgläubigkeit setzt, während die Gräfin die Verbindung zwischen dem Markgrafen von Schwedt und der Prinzessin von Kurland schlau benutzt, um diese hohen Herrschaften von neuem zu entzweien."

„Unter diesen Verhältnissen bleibt mir nichts übrig als abzureisen. So lange Graf Wartenberg gegen mich intriguirt, so lange sehe ich keine Möglichkeit, durchzudringen und festen Fuß in Berlin zu fassen."

„Wir müssen der Intrigue mit Intrigue begegnen und das gräfliche Ehepaar mit seinen eigenen Waffen bekämpfen."

„Dazu kann ich mich unter keiner Bedingung entschließen. Sie kennen meine Grundsätze. Dieselben mögen überall anwendbar sein."

„Nur nicht am Hofe, wo wir bei jedem Schritt auf Fallstricke und Fuchseisen stoßen, wo Ränke und Schliche an der Tagesordnung sind, wo man nur durch geheime Hinterthüren zum Ziele gelangen kann.“

„Deshalb passe ich nicht in diese Welt, mit der ich nicht länger zu thun haben will. Ueberlassen Sie mich daher meinen ruhigen Studien, meinen stillen Forschungen. Ich kann nicht zugleich Philosoph und Hofschranze sein.“

„Das verlange ich auch nicht von Ihnen, mein theurer Freund! Aber die Wissenschaft darf und soll sich nicht dem Leben entziehen, nicht in dumpfer Beschränktheit verkümmern, wie dies leider in Deutschland Brauch und Sitte ist, wo Gelehrter so viel wie Pedant bedeutet und ein Philosoph zum Gegenstande des Spottes dient. Die wahre Weisheit muß wie die Sonne mit ihrem Licht die Welt durchdringen und den Kampf mit der Finsterniß, mit den Vorurtheilen der Heuchler und Frömmler muthig bestehen.“

„Ich muß Ihnen beistimmen, aber Brandenburg ist nicht die Welt . . . .“

„Ihr verzeihlicher Mißmuth macht Sie ungerecht. Aber Sie stehen zu hoch, um sich von solch' vorübergehenden Erscheinungen in der Verfolgung Ihres hohen

Zieles beirren zu lassen. Sie dürfen jetzt um so weniger zurücktreten, wo Alles auf dem Spiele steht. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie ausharren und muthig uns zur Seite stehen wollen!"

„Sie haben mein Wort," versetzte Leibnitz, hingerissen von Bewunderung für seine geistreiche Freundin. „Wir wollen fest zusammenstehen für die Wissenschaft, zur Ehre des Vaterlandes!"

„Zur Ehre des Vaterlandes!" rief plötzlich eine wohlklingende Männerstimme. „Wo diese Devise schallt, muß ich dabei sein."

Als sich Leibnitz überrascht nach dem Sprecher umwendete, erkannte er den ihm befreundeten Markgrafen von Schwedt, der ihm stets ein gütiges Interesse gezeigt hatte.

„Ihre Durchlaucht haben uns belauscht."

„Und ich will der Dritte in Ihrem Bunde sein, wenn es sich darum handelt, dem Herrn Kolbe und der hochmüthigen Weinschenkertochter einen Streich zu spielen."

„Ein solcher Bundesgenosse," versetzte Fräulein von Pöllnitz, „kann uns nur willkommen sein. Ich weiß, daß Ihre Durchlaucht mehr als einen Grund zur Klage gegen das saubere Pärchen haben."

„Die Frau Gräfin hat mir Rache geschworen und leider ihren Einfluß bei meinem Bruder dazu benutzt, ihn gegen meine beabsichtigte Verbindung mit der Prinzessin von Kurland aufzubringen. Vergebens hat sich meine liebenswürdige Schwägerin für mich verwendet. Ich habe den Befehl erhalten, gleich nach den Festlichkeiten von Berlin nach Schwedt zu reisen und mein Regiment in die Garnison zu begleiten. Aber ich werde eine solche Tyrannei nicht länger dulden. Auch in meinen Adern rollt das Blut des großen Kurfürsten und wenn ich auch seine Erbschaft für das Wohl des Staates hingab und in die Umstoßung seines Testamentes gewilligt habe, so will ich mir wenigstens die Freiheit meines Herzens wahren, selbst auf die Gefahr, meinen Bruder zu erzürnen.“

„Das heißt unseren Feinden neue Waffen in die Hand geben,“ warnte Leibnitz. „Sie kennen doch, mein Prinz, die Fabel von dem Wanderer und dem Sturm.“

„Sie glauben doch nicht durch Güte und Nachgiebigkeit diese Menschen zu bessern?“

„Dennoch würde ich zu einem Versuche rathen, durch Milde und Freundlichkeit, wie die Sonne auf den Wanderer zu wirken, der ihren schmeichelnden Strahlen

nicht zu widerstehen vermochte und den Mantel ablegte, welchen der wilde Sturm ihm vergebens entreißen wollte. Die Gräfin Wartenberg fühlt sich', wie ich glaube, von den Neckereien und Spötteleien beleidigt, die sie von Seiten der Frau Kurfürstin und ihrer Umgebung täglich erfährt. Für mich dürfte es sich nicht schicken, die hohe Frau auf diese Inconvenienzen aufmerksam zu machen, aber Sie, meine verehrten Freunde, welche ihr näher stehen, sollten ein Arrangement zur Ausgleichung treffen, da mir ein Verständniß im allgemeinen Interesse zu liegen und jetzt doppelt wünschenswerth erscheint, wo wir ein hohes und bedeutungsvolles Ziel vor uns haben. Ja, Sie haben es gesagt: zur Ehre des Vaterlandes! Eine Societät der Wissenschaften, wie wir sie in Frankreich und in England sehen, wird auch der deutschen Wissenschaft zu nie geahntem Glanze den Weg bahnen und vielleicht wird man einst neben Paris und London auch Berlin nennen. Sollen wir daher durch kindischen Etikettestreit uns die Früchte unserer Bemühungen entreißen lassen und kleinlichen Rücksichten das Wohl des Staates zum Opfer bringen? Wir müssen, nach meiner Meinung, die Schwächen unserer Gegners schonen, um sie für unsere guten Zwecke zu benutzen."

„Ich hätte nicht geglaubt," bemerkte der Markgraf mit leisem Spott, „daß ein Philosoph, wie Sie, ein so schlauer Politiker sein könnte."

„Wahrheit und Humanität sind die beste Politik, wie ich bereits dem Fräulein von Pöllnitz gesagt habe und nochmals wiederhole. Von diesem Grundsatz soll mich Niemand abbringen. Deshalb rathe ich Ihnen, die Frau Kurfürstin zu bewegen, daß sie die Gräfin von Wartenberg in Lützelburg empfängt und zu ihrem Cercle einladet. Sie wird sich dadurch nichts vergeben und nur dem Beispiele ihrer erlauchten Mutter in Hannover folgen, welche in ähnlicher Weise den Verhältnissen Rechnung trägt und die Wünsche ihres Gatten respektirt. Auch die Herzogin von Kurland würde gut thun, der Dame den Vortritt zu lassen und um diesen Preis sich die Zustimmung des Kurfürsten zu Ihrer beabsichtigten Vermählung zu erkaufen. Wir müssen von unseren Feinden lernen, deshalb glaube ich, daß es klug und geboten sei, Alles zu vermeiden, was dem Kurfürsten mißfällt, wie es die Gräfin thut, welche seinen kleinen Schwächen und seiner Eitelkeit schmeichelt. Bedienen wir uns derselben Mittel, nur zu anderen und höheren Zwecken!"

„Sie haben Recht!“ stimmte ihm Fräulein von Pöllnitz bei. „Ich selbst will mit der Kurfürstin sprechen und ihr die Einladung der Gräfin plausibel machen.“

„Und ich werde die Herzogin von Kurland wegen der Rangstreitigkeit milder zu stimmen suchen, obgleich ich einen schweren Stand haben werde, da in diesem Punkte selbst die klügsten Damen keinen Scherz verstehen, und eher Alles auf's Spiel setzen als nachgeben.“

„Wir haben wenigstens so unsere Pflicht gethan,“ versetzte Leibnitz, „und nichts unterlassen, um unsere Gegner zu versöhnen. Unsere Parole aber lautet: Wahrheit und Humanität.“

„Wahrheit und Humanität!“ bekräftigten die Freunde, indem sie ihm die Hände reichten.

VI.

Mit trübem Gesichte blickte das Fräulein von Anspach, die liebenswürdige Tochter der Gräfin von Wartenberg, nach dem nahen Schlosse, wo die Festlich-

keiten stattfanden, an denen sie nicht Theil nehmen durfte. Von Zeit zu Zeit stieß sie einen schweren Seufzer aus, während ihre Gouvernante, das fromme Fräulein Jobert, ihr eine Strafpredigt hielt und über die Eitelkeit und den Leichtsinn der Jugend sich in strengen Reden erging. Die traurige Unterhaltung wurde durch den Eintritt eines kurfürstlichen Hausdieners in glänzender Uniform unterbrochen, bei dessen Anblick das reizende Mädchen einen leisen Schrei der Ueberraschung ausstieß.

„Was gibt es?" fragte die kurzsichtige Gouvernante, von ihren ewigen Filetarbeiten aufblickend und ihren Sermon unterbrechend.

„Ich muß unterthänigst um Entschuldigung bitten," nahm der junge Mensch das Wort, „aber Ihre Gnaden, die Frau Gräfin schickt mich ab, um Dero Fräulein Tochter, die Baronesse von Anspach, nach dem Schlosse zu den daselbst stattfindenden Festivitäten abzuholen, da die hohen Herrschaften nach dem Fräulein gefragt und ihre Gegenwart wünschen."

„Impossible!" rief die Gouvernante überrascht. Das Fräulein hat ja strengen Arrest und darf nicht ausgehen.

„Die Frau Gräfin haben sich aber anders besonnen und mir den Auftrag ertheilt, die Baronesse mitzubringen und Fräulein Jobert oder Gobert davon in Kenntniß zu setzen.“

„Aber warum hat die Frau Gräfin Ihm nicht wenigstens eine Zeile mitgegeben zu Seiner Legitimation?“

„Ich glaube,“ versetzte dreist der Bediente, „daß die kurfürstliche Uniform die beste Legitimation ist und außerdem hat die Frau Gräfin von Wartenberg schwerlich Zeit und Gelegenheit, während der Festlichkeiten an Sie zu schreiben.“

„Das ist wohl wahr, dennoch weiß ich nicht, ob ich Ihm das Fräulein so ohne Weiteres anvertrauen darf.“

„Wenn Sie mir nicht trauen, so brauchen Sie nur meinen Kameraden oder den Kutscher zu fragen, die unten vor der Thür mit der Equipage warten. Das Fräulein Jobert können sich selbst überzeugen, wenn Sie nur an das Fenster treten wollen, daß es der kurfürstliche Hofwagen ist.“

„Vous avez raison!“ erwiederte die Gouvernante, indem sie sich erhob. Während sie die große Hornbrille hervorsuchte und an das Fenster ging, um sich durch den Augenschein von der Existenz der kurfürstlichen Equipage zu überzeugen, wechselte der junge Lakai einige

leise Worte mit dem Fräulein von Anspach, das von seiner vertraulichen Sprache gar nicht überrascht war und ihm willig die kleine Hand überließ, die er flüchtig aber zärtlich küßte. Seine Worte regten sichtbar das holde Mädchen auf, indem es abwechselnd erröthete und erblaßte, nachdenklich mit dem reizenden Köpfchen schüttelte und ihn zurückzuweisen schien. Er aber bat mit stummen und doch beredten Mienen so eifrig und dringend, daß sie zuletzt ihre Einwilligung gab, worüber er die größte Freude mit gebührender Vorsicht zeigte.

Unterdeß hatte Fräulein Jobert ihre Nachforschungen beendet, welche vollkommen zu ihrer Beruhigung und Zufriedenheit ausgefallen waren, so daß sie nicht länger Anstand nahm, den Worten des Dieners Glauben zu schenken.

„Ich zweifle nicht,“ sagte sie, „daß Er die Wahrheit spricht und will daher dem Fräulein die Erlaubniß geben, mit Ihm nach dem Schlosse zu fahren, da es die Frau Gräfin wünscht. Nur wird Er so lange noch hier verweilen, bis die Baronesse ihre Toilette gemacht hat, da sie doch nicht in ihrem gewöhnlichen Hauskleide an den Festivitäten Theil nehmen kann.“

„Auch daran hat die Frau Gräfin gedacht,“ erwiederte der gewandte Diener, „und mich beauftragt,

dem Fräulein diesen Domino zu überbringen, den sie nur über ihre Kleider zu werfen braucht, da, wie Sie wissen werden, heute eine Maskerade im weißen Saale stattfindet."

Mit diesen Worten überreichte der Lakai dem Fräu- ein von Anspach einen leichten, rosaseidenen Mantel mit einer Kapuze, den sie mit Hülfe der Gouvernante in bewunderungswürdig kurzer Zeit umthat. Im nächsten Augenblick erschien sie in reizender Verhüllung, aus der das liebliche Gesicht schalkhaft lächelnd hervorschaute.

„Gehen Sie, mein Kind!" sagte die Gouvernante, da der Diener zur Eile drängte. „Grüßen Sie Ihre gnädige Frau Mutter von mir und vergessen Sie nicht im Vergnügen die guten Lehren, die ich Ihnen gegeben habe."

Zum Glück war die fromme Gouvernante zu kurzsichtig, um das flammende Roth auf den Wangen ihrer Pflegebefohlenen und das spöttische Lächeln des Bedienten zu bemerken, der sich respektsvoll vor ihr verneigte und mit dem jungen Mädchen sich entfernte. Wer beschreibt aber den Schreck des Fräulein Jobert, als ihre Gebieterin am nächsten Morgen nach der Tochter fragte und sich die Angaben des vermeintlichen Dieners als ein Truggewebe herausstellten. Alle Nachforschungen

blieben vergeblich, obgleich der Verdacht sogleich auf den Leibpagen der Fräu Kurfürstin, den jungen Grafen Schlieben fiel. Derselbe wußte jedoch seine Unschuld so überzeugend darzuthun, daß man ihm nichts anhaben konnte, während das Fräulein auf unerklärliche Weise verschwunden war.

Die Sorge um die verlorene Tochter und das mit der Flucht derselben verbundene Aufsehen war wohl der Grund, daß die Gräfin sich für wenige Tage vom Hofe zurückzog und sich ferner an den noch immer fortdauernden Vergnügungen nicht betheiligte. In ihrem aufrichtigen Schmerze hatte sie auch die auf den Rath von Leibnitz wirklich erfolgte Einladung der Kurfürstin zu einer sogenannten „Wirthschaft" in Lützelburg nicht angenommen, so sehr sich auch ihre maßlose Eitelkeit dadurch geschmeichelt fühlte. Dagegen durfte Graf Wartenberg dabei nicht fehlen, um so weniger, da er den Kurfürsten nicht aus den Augen lassen und zugleich seine Gegner beobachten wollte.

Die prächtigen Räume des Schlosses hatten sich auf die Anordnungen der geistreichen Herrin in einen Jahrmarkt verwandelt; in zierlichen Buden wurden von den Hofleuten, welche die Stelle der Verkäufer und Verkäuferinnen übernahmen, Schinken, Würste, allerlei Fleisch-

speisen, Wein, Limonade, Thee, Kaffee und verschiedene Erfrischungen ausgeboten. Unter den Kaufleuten erblickte man den Markgrafen von Schwedt, den holländischen Gesandten und die liebenswürdige Prinzessin von Kurland. Ein Herr von Often erschien als Charlatan, in Begleitung seiner Arlequins und Seiltänzer. Der damals zwölfjährige Kronprinz und spätere König Friedrich Wilhelm I. befand sich in seinem Gefolge als Taschenspieler und entzückte die Gesellschaft durch seine Künste, die er eigends zu diesem Zwecke erlernt hatte.

Die Kurfürstin selbst war die Frau des Doktors und an ihrer Seite zeigte sich der französische Gesandte als Zahnausbrecher. Beim Beginn der Vorstellung hielt der Charlatan unter den Klängen eines komischen Marsches seinen Einzug auf einem Elephanten, während die Kurfürstin als seine Gattin sich auf einem Armsessel von ihren zwei Kammertürken Ali und Hassan tragen ließ, die zu ihrem gewöhnlichen Hofstaat gehörten. Jongleure, Charlatane, Seiltänzer, umgaben sie und führten ein kleines Ballet auf, an dem sich die Hofdamen, als Zigeunerinnen gekleidet, unter Anführung der Prinzessin von Hohenzollern betheiligten. Die Zigeunermutter ließ sich die Hand der Kurfürstin reichen, um ihr wahrzusagen. Dies geschah in Versen, welche der Hofpoet

Herr von Besser zu dieser Gelegenheit gedichtet hatte und die folgendermaßen lauteten:

„Wofern mir meine Kunst recht kund,
Zeigt dieser Strich, der so zertheilet:
Daß sie viel tausend zwar verwund't,
Allein noch keinen hat geheilet.“

Jetzt beklagte sich eine Hofdame über Zahnschmerzen: sie mußte sich auf einen Stuhl setzen und der Zahnbrecher zog ihr einen Zahn von der Länge und Dicke eines Männerarmes mit einer großen Schmiedezange zur Belustigung der Zuschauer aus, während sein Prinzipal, der Doctor, die Geschicklichkeit seines Dieners lobte und seine Droguen und Heilmittel mit pomphaften Worten anpries. Von allen Seiten meldeten sich die Patienten, unter denen sich der dänische und sächsische Gesandte, die Herren von Alefeld und Flemming befanden, in der Bauerntracht ihres Landes und von ihren Frauen begleitet. Der Marktschreier wurde jedoch durch die Dazwischenkunft des Stadtphysikus gestört, dessen Rolle ein Herr von Reisewitz, der Ministerresident des Königs von Polen, übernommen hatte. Zwischen den beiden Aerzten entwickelte sich ein lächerlicher Streit, wobei sich der Charlatan auf seine Wunderkuren berief und seine Papiere, Privilegien und Zeugnisse von

Kaisern, Königen und Fürsten vorzeigte. Der Stadtphysikus spottete über diese Atteste und prahlte mit den goldenen Ketten und Medaillen, die er und seine Frau um den Hals trugen, indem er dazu bemerkte, daß diese goldenen Beweise seiner Geschicklichkeit mehr Gewicht hätten, als all die alten Papiere und Pergamente des Charlatans.

Die Heiterkeit stieg von Stunde zu Stunde und es herrschte eine wahre babylonische Sprachverwirrung. Während der holländische Gesandte zu Ehren der Kurfürstin ein französisches Lied sang, rief Herr von Flemming in seiner echt pommerschen Sprache:

„Vivat Friedrich und Charlott!
Wer's nicht recht meint, ist ein Hundsfott."

Unter den Gästen befand sich auch der berühmte Leibnitz, dem die Rolle eines Hof-Astrologen zugedacht war, in welcher Eigenschaft er einige Verse an den ebenfalls anwesenden Kurfürsten richten sollte. Nur mit Widerstreben und auf den wiederholten und nachdrücklichen Wunsch des Fräulein von Pöllnitz hatte der Herr Ober-Ceremonienmeister von Besser dem Philosophen diese Gelegenheit geboten, sich den hohen Herrschaften zu nähern. Aber der Brief an die Jungfer Conradine, der sich noch immer in den Händen der boshaften Hof-

dame befand, bewährte von Neuem als Talisman seine Zauberkraft. Herr von Besser vermochte nicht zu widerstehen und so blieb ihm nichts übrig, als seinen Gegner selbst zu protegiren und gerade das Alles für ihn zu thun, was er so gern vermieden hätte.

Dabei schwebte der Ober-Ceremonienmeister in fortwährender Gefahr, sich die Ungnade und den Zorn des Grafen von Wartenberg zuzuziehen, der mit diesem Arrangement keineswegs einverstanden war. Erst kurz vor der Vorstellung hatte der einflußreiche Minister von dem Programme Kenntniß erhalten und deshalb den armen, viel gequälten Herrn von Besser zur Rede gestellt.

„Ich höre," sagte der Graf, „daß Sie dem Herrn von Leibnitz die Rolle des Hof-Astrologen in Ihren Anordnungen zugetheilt haben."

„Excellenz werden mich entschuldigen," stotterte der verlegene Hofpoet, „aber es geschah auf den ausdrücklichen Wunsch der Frau Kurfürstin, der ich nicht zu widersprechen wagte."

„Und ich sage Ihnen, daß Herr von Leibnitz unter keiner Bedingung sich den hohen Herrschaften nähern und mit ihnen sprechen darf."

„Ich bin in der That unglücklich, die Unzufriedenheit Ihrer Excellenz erregt zu haben, aber ich sehe jetzt keine Möglichkeit, die Sache zu redressiren."

„Dann sind Sie am längsten Ober=Ceremonienmeister gewesen; Sie wissen, daß es mich nur ein Wort kostet, um Ihre Entlassung zu bewirken. Wählen Sie daher zwischen der Gunst der Frau Kurfürstin oder meiner Ungnade."

„Ich will gern Alles thun, was in meinen Kräften steht, wenn ich nur wüßte, wie ich Herrn von Leibnitz zum Rücktritt und einen Anderen zur Annahme seiner Rolle noch vor Thoresschluß bereden soll," versetzte der zerknirschte Hofpoet.

„Das ist Ihre Sorge, ich kümmere mich nicht darum. Sie kennen meinen Willen und die Folgen Ihres Ungehorsams."

Damit drehte der allmächtige Günstling dem unglücklichen Herrn von Besser den Rücken und überließ ihn der trostlosesten Verzweiflung, indem er keinen Ausweg aus dem gefährlichen Labyrinth sah. Hier drohte ihm Fräulein von Pöllnitz als Scylla mit ihrem Briefe und dort Graf Wartenberg als Charybdis mit seiner Entlassung. Es war um den Verstand zu verlieren und der geplagte Ober=Ceremonienmeister wußte

in der That nicht, wo ihm der Kopf stand. Um seine Verwirrung auf das Höchste zu steigern, erschien in diesem Augenblick auch noch der angesehene Oberhofmarschall, Graf Wittgenstein, um ihn mit Vorwürfen wegen einer angeblich erlittenen Zurücksetzung zu überhäufen.

„Ich werde,“ sagte ihm der eitle Höfling in gereiztem Tone, „mich über Sie beschweren. Der Herr Ober-Ceremonienmeister scheinen ganz und gar vergessen zu haben, was Sie einem Manne von meinem Range und meinen Meriten schuldig sind. Einen solchen Affront habe ich von Ihnen nicht erwartet.“

„Aber mein Gott!“ rief Herr von Besser verzweifelnd. „Was habe ich denn schon wieder verbrochen?“

„Wie! Sie fragen noch? Haben Sie sich nicht unterfangen, mir die unbedeutende Rolle eines einfältigen Bauern zu übertragen, mir, einem Grafen des heiligen römischen Reichs, während ein gewöhnlicher Scribent und Philosoph wie dieser Leibnitz in der importanten Gestalt eines Hof-Astrologen vor den hohen Herrschaften erscheinen und höchstdieselben mit einer poetischen Anrede begrüßen soll. Einen solchen faux pas und argen Verstoß gegen alles Herkommen hätte ich dem Herrn Ober-

Ceremonienmeister bei seiner Erfahrung und Kenntniß der Etikette am wenigsten zugetraut."

„Ich sehe meinen Fehler ein, aber was kann ich thun, um ihn rückgängig zu machen?"

„Herr von Leibnitz muß mir seine Rolle abtreten, das ist klar wie das Sonnenlicht."

„Leider glaube ich kaum, daß er freiwillig darauf verzichten wird und zwingen kann ich ihn doch nicht, wie der Herr Graf selbst einsehen werden."

„Es kommt auf einen Versuch an. Wenn ich selbst Herrn von Leibnitz anspreche, so wird er sich wohl schwerlich in Anbetracht meines Ranges weigern können. Was meinen Sie?"

„O! ich bin vollkommen damit einverstanden und würde mich nur freuen, wenn der Herr Graf reussiren, da ich die Partie keinen würdigeren Händen anvertrauen kann. Wenn ich nicht irre, so kommt dort Herr von Leibnitz, und ich will selbst Sie begleiten, um mit ihm Rücksprache zu nehmen."

Mit Vergnügen willigte der Philosoph in den Vorschlag ein, da er nur ungern die ihm übertragene Rolle übernommen hatte. Er übergab dem Grafen Wittgenstein den schwarzen, mit Zaubercharakteren und Hieroglyphen gestickten Talar und schlüpfte dafür in den

schlichten Rock und die weiten Hosen eines schlichten Bäuerleins. Diese Umwandlung konnte um so leichter und ohne Hindernisse bewerkstelligt werden, da Beide dieselbe Größe und Statur besaßen. Während der Graf die kurzen Begrüßungsverse seinem schwachen Gedächtnisse einprägte, fiel dem Ober-Ceremonienmeister ein Stein vom Herzen, da er, ohne sich zu compromittiren, durch die Bereitwilligkeit des Philosophen aus aller Verlegenheit gerissen wurde, und weder Fräulein von Pöllnitz, noch der Minister sich über ihn beklagen konnte. Im Stillen rieb er sich vergnügt die Hände, über die vermeintliche Einfalt seines Gegners spottend, der freiwillig auf die Gelegenheit verzichtete, mit dem Kurfürsten zu sprechen und ihn für seine Pläne zu gewinnen.

„Da sieht man, wie unpraktisch diese Philosophen sind! Herr von Leibnitz versteht sich nicht auf die Intrigue, und darum brauchen wir ihn nicht zu fürchten.“

VII.

Ohne Ahnung des ihm gespielten Streiches blickte Leibnitz auf das Maskengewühl, in dem er sich so fremd und einsam fühlte. Er hatte keinen Berührungspunkt mit dieser eitlen Menge und seine Gedanken erhoben sich hoch über das nichtige Treiben seiner Umgebung. Plötzlich wurde er aus seinem Sinnen durch einen leisen Schlag auf die Schultern gestört.

„Kommen Sie!“ gebot ihm zugleich eine fremde Stimme. „Wir wollen in die Loge treten, wo ich mit Ihnen zu sprechen habe.“

Als Leibnitz sich umwedete, erblickte er einen Mann in der kleidsamen Tracht eines holländischen Matrosen, mit gestreifter Sammetjacke und rundem, tief in das Gesicht gedrücktem Schifferhut. Ungeachtet der Verkleidung und der schwarzen Larve glaubte er an einer kaum merklichen Erhöhung der Schultern den Kurfürsten zu erkennen, der in der That dem Feste seiner hohen Gattin incognito beiwohnte.

Der Kurfürst war damals ein angehender Vierziger und trotz seines körperlichen Gebrechens, weshalb Sophie Charlotte ihn scherzend ihren „Aesop“ in vertrautem

Kreise zu nennen pflegte, eine interessante und selbst imposante Erscheinung. Die hohe Stirn und die klaren blauen Augen verriethen Geist und durchdringenden Verstand, während um die Lippen ein feines, gutmüthiges Lächeln schwebte. Dennoch fehlte seinem Auftreten nicht das Gepräge der wirklichen und angenommenen Würde und eine gewisse Majestät, die ihn selbst in diesem Augenblick und mitten in dem Jubel des Festes und trotz der seltsamen Verkleidung nicht fehlte.

Als Leibnitz ihm in die Loge folgte und seine Larve abnahm, schien der Kurfürst im hohem Grade überrascht.

„Ihr seid es, Herr von Leibnitz?“ rief er verwundert. „Ich hatte Euch für den Hofmarschall Wittgenstein gehalten.“

„So verschafft mir ein glücklicher Irrthum die Gnade, um die ich vergebens Ihro kurfürstliche Hoheit gebeten.“

„Ganz recht! Der Hofprediger Gablonski hat mir gesagt, daß Ihr Euch um die Gründung einer Akademie in Berlin bemüht, aber Graf Wartenberg meinte, daß man im Lande aus religiösen Bedenken vielfach daran Anstoß nehmen dürfte.“

„Die wahre Wissenschaft geht mit der wahren Religion Hand in Hand. Beide stammen von Gott und kehren zu ihm zurück.“

„Das dürfte Euch zu beweisen schwer fallen. Auch fürchte ich, daß eine derartige Societät sich vorzugsweise mit unfruchtbaren Theorien, mit pedantischen Curiositäten und nutzlosen Experimenten beschäftigen wird.“

„Darum muß die Theorie stets mit der Praxis Hand in Hand gehen,“ versetzte Leibnitz. „Es müssen nicht nur Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute durch Feldbau, Manufactur und Handel gehoben werden, wie ich in meiner Denkschrift weitläufig auseinandergesetzt habe. Darum soll sich die Societät nach meinem Vorschlage mit allen Zweigen des Staatshaushalts in Verbindung setzen und befruchtend einwirken. Sie darf sich nicht in eitlen Hirngespinnsten gefallen, sondern muß die wirkliche Welt und das Leben nach allen Seiten durchdringen. Die Physik lehrt uns die Kräfte der Natur benutzen und der Menschheit dienstbar machen, die Geschichte gibt uns erhabene Beispiele von Tugend und Patriotismus, von Weisheit und kluger Benutzung der gegebenen Verhältnisse und zeigt uns in der Vergangenheit das Spiegelbild der Gegenwart und Zukunft, während die Kenntniß alter und neuer Sprachen

uns fremde Völker und ferne Nationen erschließt und zugänglich macht. Zu allen Zeit aber sind die Eroberungen des Geistes die sichersten und dauerhaftesten gewesen." *)

„Das klingt freilich ganz anders," erwiederte der Kurfürst beifällig, „als ich berichtet worden bin. Aber den Beweis, daß die Wissenschaft sich mit der Religion verträgt, seid Ihr noch schuldig geblieben."

„Gerade die Wissenschaft hat im Dienste der Religion zu ihrer Verbreitung nicht wenig beigetragen. Sie hat ihr, um nur ein Beispiel von vielen zu erwähnen, im östlichen Asien und in China den Weg gebahnt. Dort waren es namentlich die astronomischen Kenntnisse und die Sprachkunde der Missionäre, die ihr als Fackel gleichsam vorangeleuchtet haben. Es scheint somit das beste Mittel gegeben, der sicherste Weg angezeigt, um mit den Segnungen des materiellen Wohles zugleich diejenigen der sittlichen Neugeburt durch den Glauben in die weiteste Ferne zu tragen. Wo wäre da nun ein Grund, an einen Widerstreit zwischen Glauben und Wissen zu denken? Nein, beide sind Eins, und ich sehe den reichsten Gewinn für denjenigen Staat voraus, welcher

*) Die eigenen Worte des berühmten Philosophen.

sich am Unumwundensten für diese Einheit erklärt. Nicht nur sein geistiger Horizont würde sich ausdehnen, sondern auch seine materielle Macht zu einer nie geahnten Höhe sich erheben."

„Wenn sich Eure Angaben bestätigen, so bin ich gern bereit, eine derartige Societät ins Leben zu rufen, und schon morgen die Stiftungsurkunde zu vollziehen."

„Ihro kurfürstliche Hoheit werden mich dadurch zum größten Dank verpflichten, indem Sie zugleich ein ewiges Denkmal sich selbst errichten."

Ein freundliches Lächeln schwebte über das Gesicht des Kurfürsten. Schon glaubte Leibnitz seines Sieges gewiß zu sein, als die Dazwischenkunst des Grafen von Wartenberg alle seine glänzenden Aussichten von Neuem trübte. Der allmächtige Günstling, welcher, wie alle Welt, den Kurfürsten in der Gesellschaft des ihm treu ergebenen Grafen Wittgenstein glaubte, war nicht wenig überrascht, als er in der Loge den Philosophen erkannte. Sogleich stürzte er zu dem unglücklichen Ober-Ceremonienmeister, den er mit neuen Vorwürfen überhäufte, während dieser das beste Lob von ihm verdient zu haben glaubte. Erst aus den Entschuldigungen des geplagten Hofpoeten erfuhr er den stattgefundenen Umtausch der Masken und das dadurch herbeigeführte Mißverständniß. Ohne eine

Minute zu verlieren, begab er sich zu dem Kurfürsten, um wo möglich die Pläne des Philosophen noch durch seine Einreden zu vereiteln.

„Ah Wartenberg!“ rief ihm der Kurfürst freundlich entgegen. „Sie kommen wie gerufen, um an unseren Entschließungen Theil zu nehmen. Ich verdanke Herrn von Leibnitz eine angenehme Stunde und zugleich so manche interessante Aufklärung über die von ihm projektirte Societät der Wissenschaften, wodurch wir eines Bessern belehrt worden sind. Sie können immerhin die Stiftungsurkunde aufsetzen und zugleich für Herrn von Leibnitz das Patent eines Präsidenten besagter Gesellschaft ausstellen lassen.“

„Ich glaube,“ versetzte der Günstling, „daß die Angelegenheit einer reiflicheren Erwägung bedarf und erst die Räthe der Krone gehört werden müssen. Gerade weil ich die Wichtigkeit und Bedeutung einer derartigen Societät nicht verkenne, möchte ich gehorsamst vor jeder Uebereilung warnen und auf eine nochmalige Prüfung der Denkschrift durch competente Sachverständige antragen. Herr von Leibnitz kann damit nur einverstanden sein.“

„Ich habe nicht eine derartige strenge Prüfung zu scheuen,“ versetzte der Philosoph mit Würde.

„Und ich selbst,“ fügte der Kurfürst hinzu. „werde die Denkschrift lesen. Jetzt aber dürfen wir uns nicht länger der Gesellschaft, und besonders den Damen entziehen, die mit Recht auf uns ungehalten sind.“

Mit diesen Worten verabschiedete der Kurfürst den Philosophen, indem er in Begleitung des Ministers sich in das Festgetümmel mischte. Dieser kannte den Charakter seines Herrn zu gut, um ihn durch Vorstellungen gegen die von Leibnitz beabsichtigten Pläne zum Widerspruch zu reizen, indem er es vorzog, dem Philosophen bei passender Gelegenheit auf indirektem Wege zu schaden und einstweilen sich mit dem erlangten Aufschub begnügen ließ. Der Kurfürst selbst befand sich augenscheinlich in der heitersten Stimmung und sprach wiederholt seine Zufriedenheit mit dem Feste und den getroffenen Anordnungen aus. Seine Vorurtheile gegen das geistreiche Treiben seiner Gemahlin schwanden mehr und mehr und wichen der besseren Ueberzeugung, daß in Lützelburg zwar die Etiquette verbannt, aber dafür der liebenswürdigste Frohsinn und der anmuthigste Ton bei aller Freiheit herrschte. Voll Wohlwollen näherte er sich daher seiner Gemahlin, um ihr seine freundlichen Gesinnungen kund zu thun.

„Gestatten Sie," sagte er, auf seine Maske anspielend, „daß ein weitgereister Matrose Ihnen seinen Dank ausdrückt für die Bewirthung, die ihm hier zu Theil geworden. Die Frau Doktorin versteht die Kunst, die Melancholie zu bannen und die Hypochondrie zu heilen. Ich hätte Lust, mich selbst bei ihr in Kur zu geben."

„Ei!" versetzte Sophie Charlotte im Tone ihrer Rolle als Doctorfrau, „der Herr Matrose soll uns zu jeder Zeit willkommen sein und ich will ihn gern von allen seinen Beschwerden heilen, wenn ich erst weiß, woran er leidet."

„Ich glaube, daß ich herzkrank bin und mich nur die Liebe heilen kann."

„Daran wird es ihm nicht fehlen, und ich weiß, daß er mehr geliebt wird, als je ein anderer Sterblicher."

„Solche Worte müssen einen Sterbenden gesund machen," erwiederte der Kurfürst, indem er galant die Hand der Kurfürstin ergriff und zärtlich küßte. „Ihre Reden und Ihre Blicke," fügte er lächelnd hinzu, „thun wahrhafte Wunder und sind der beste Balsam für mein Herz."

„Wenn das wirklich der Fall ist," scherzte die fürstliche Doktorfrau, „so erwarte ich ein gutes Honorar für meine Bemühungen."

„Daran soll es auch nicht fehlen, aber ein armer Matrose hat kein Geld und selbst die Schätze Indiens würden nicht hinreichen, um Sie würdig zu belohnen."

„Ich verlange weder Geld noch Gut von ihm, sondern nur einen kleinen Dienst, der ihm keine große Mühe machen wird."

„Von Herzen gern! Sagen Sie mir nur, was ich für Sie thun kann."

„Eine Kleinigkeit! Der Herr Matrose soll mir nur zwei Passagiere in den Hafen des Glückes rudern."

Mit diesen Worten ergriff Sophie Charlotte die Hand der zunächst stehenden Prinzessin von Kurland und die des Markgrafen von Schwedt, um sie dem Kurfürsten mit einem bezaubernden Lächeln zuzuführen. Beim Anblicke des liebenden Paares verfinsterte sich jedoch sein freundliches Gesicht, er machte eine abwehrende Bewegung und wendete sich ab.

„Das geht nicht," sagte er in ernstem Ton. „Es geht nicht, so gern ich sonst der Frau Doktorin zu Diensten stehe."

„Und darf man wissen, warum es nicht geht?“ fragte Sophie Charlotte mit bebender Stimme.

Eine peinliche Pause war eingetreten, die Anwesenden blickten verlegen auf das Herrscherpaar und die beidenden Liebenden, welche mit banger Erwartung dem Ausspruch des Kurfürsten über ihr Geschick entgegensahen.

„Weil,“ erwiederte er zögernd, „diese Passagiere Contrebande und ihre Papiere nicht in Ordnung sind.“

Mit raschen Schritten entfernte sich darauf der Kurfürst, ohne die Antwort seiner hohen Gemahlin abzuwarten, gefolgt von dem Grafen von Wartenberg, über dessen glattes Gesicht unmerklich ein Lächeln des Triumphes glitt. Bald zerstreute sich auch die übrige Gesellschaft und das schöne Fest in Lützelburg, auf das Sophie Charlotte und ihre Freunde so große Hoffnungen gesetzt, endete mit einem schneidenden Mißton. Der Einfluß der Kurfürstin war von Neuem in Frage gestellt, während der Günstling und seine intriguante Frau ihre Herrschaft mehr als je befestigten, so daß Leibnitz alle Hoffnung auf die Erreichung seines Zieles aufgab.

„Alles umsonst, Alles verloren!“ rief er am nächsten Tage, als er seiner Freundin, dem Hoffräulein von

Pöllnitz einen Besuch abstattete, um sich ihr zu empfehlen. „Ich bin entschlossen, noch heute Berlin zu verlassen.“

„Ei! Wer wird denn gleich den Muth verlieren!“

„Meine Geduld ist erschöpft und ich habe keine Hoffnung mehr.“

„Schämen Sie sich, Herr Philosoph!“ scherzte die Hofdame, „Sie lassen sich von einer Frau besiegen.“

„Ich bin wirklich nicht zum Lachen aufgelegt,“ versetzte Leibnitz unmuthig. „Schade um meine verlorene Zeit.“

„Beruhigen Sie sich! Es kann noch Alles gut werden.“

„Ich sehe keine Möglichkeit!“

„Aber ich. Haben Sie denn gar kein Vertrauen zu meiner Wunderkraft? Schon einmal hat sich mein Talisman bewährt und jetzt besitze ich einen Zauberring, mit dem ich über die Geister gebiete. Ein Wink von mir und Graf Wartenberg mit seiner würdigen Gattin liegen zu unseren Füßen.“

„Sie können noch scherzen, während ich verzweifle?“

„Ich scherze auch nicht, sondern rede in vollkommenem Ernst. Noch heute soll Ihre Societät der Wissenschaften zur Wahrheit und Sie Präsident derselben werden.“

„Aber wie sollte das möglich sein?“

„Das ist mein Geheimniß, doch ich will Sie nicht länger in Ungewißheit lassen und meine Geister rufen, damit Sie meine Macht kennen lernen.“

Dabei klaschte die schalkhafte Hofdame in ihre Hände, worauf sich eine Tapetenthüre öffnete; zugleich erschien ein reizender Jüngling in der kleidsamen Tracht eines kurfürstlichen Leibpagen, der ein holdes, erröthendes Mädchen an seiner Hand führte.

„Das sind meine hülfreichen Elfen!“ sagte Fräulein von Pöllnitz, auf das anmuthige Pärchen deutend.“

„Aber was hat das Alles zu bedeuten?“ fragte der überraschte Philosoph.

„Das sollen Sie später erfahren. Einstweilen gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Geister vorstelle: hier der ausgelassene, übermüthige, tolle und unverbesserliche Genius ist der Leibpage der Frau Kurfürstin, mein Pathe und Neffe, der Graf Schlieben, und dieses reizende, allerliebste Elfenkind die Tochter der mächtigsten Fee, der Frau Gräfin von Wartenberg, Baronesse Eugenie von Anspach.“

„Ihre Geister sind in der That die reizendsten Erscheinungen, denen ich im Leben begegnet bin, aber ich begreife nicht, was Sie eigentlich vorhaben,“ versetzte Leibnitz verwundert.

„Einstweilen bin ich die Beschützerin des holden Elfenkindes, das dieser kühne Genius entführt und meinem Schutze anvertraut hat. Da der Taugenichts mir Besserung gelobt und meine Verwendung angerufen, so bin ich geneigt, Gnade vor Recht ergehen zu lassen und seinen tollen Streich wieder gut zu machen.“

„Einzige beste Tante!“ jubelte der Page, während das schöne Mädchen sich in die Arme der gütigen Hofdame stürzte und Beide sie mit ihren Küssen und Liebkosungen überhäuften.

„Macht ein Ende!“ sagte Fräulein von Pöllnitz lachend und ihre Zärtlichkeit abwehrend. „Noch seid Ihr nicht am Ziele, doch ich will für Euch mein Bestes thun, obgleich Ihr es eigentlich nicht verdient habt. Jetzt aber verschwindet und laßt uns allein, da ich mit Herrn von Leibnitz noch wichtige Dinge zu verhandeln habe.“

Nachdem sich die Liebenden entfernt, theilte die Hofdame ihrem Freunde mit, wie der leichtsinnige Page die Tochter der Gräfin Wartenberg entführt und ihrem Schutze anvertraut habe.

„Die stolze Frau,“ bemerkte der Philosoph, „wird es Ihnen nicht verzeihen und nur um so erbitterter sein.“

„Im Gegentheil!“ versetzte Fräulein von Pöllnitz. „Ich hoffe sie zum größten Danke zu verpflichten, indem ich sogleich an meine Schwester geschrieben und ihre Einwilligung zu einer Verbindung der beiden liebenswürdigen Kinder erhalten habe. Die Gräfin wird sich glücklich schätzen, wenn die Affaire diesen für sie erwünschten Ausgang nimmt.“

„Glauben Sie wirklich?“

„Ich bin davon überzeugt und will mich selbst zu ihr begeben, um sie mit dem Pärchen zu versöhnen. Sie aber sollen mein Begleiter und diplomatischer Beistand bei den schwebenden Unterhandlungen sein.“

„Wie, ich soll die Gräfin sprechen?“ fragte Leibnitz verwundert.

„Erschrecken Sie nicht, aber Ihre Gegenwart ist dringend nothwendig bei diesem Friedensschluß, da Ihre Interessen ebenfalls zur Sprache kommen werden. Ich hoffe die glänzendsten Resultate für Sie und uns Alle zu erreichen. Kommen Sie, Herr Philosoph, der Wagen wartet bereits auf uns.“

VIII.

In ihrem Boudoir saß die Gräfin von Wartenberg und hörte zerstreut auf den Bericht ihres Gatten über das gestrige Fest in Lützelburg.

„Wie ich Dir sage," fuhr der Minister fort, „der Kurfürst verließ das Schloß in höchster Entrüstung. Sophie Charlotte hat ihr Spiel verloren und wir haben alle Ursache mit dieser Wendung zufrieden zu sein. Die Bataille wurde noch im letzten Augenblick für uns gewonnen und unsere Gegner haben eine Niederlage erlitten, von der sie sich nicht so bald erholen werden."

Statt des erwarteten Lächelns stieß die betrübte Gräfin einen tiefen Seufzer aus.

„Ich denke an unsere verlorene Tochter!" sagte sie.

„Beruhige Dich, Katharine," versetzte der Graf. „Ich habe alle Anstalten getroffen, um ihren Aufenthalt ausfindig zu machen. Meine Spione verfolgen ihre Spur und in wenigen Tagen hoffe ich, Dir das ungerathene Kind wieder zu präsentiren."

„Aber der Skandal! welcher Mann von Distinction wird sich entschließen, seine Hand dem entlaufenen Mädchen zu reichen?"

„Du machst Dir unnöthige Sorgen! Man spricht von einem Besuche, den die Kleine bei einer entfernten Verwandten abgestattet hat, giebt sie in eine Pension, wo sie unter strenger Aufsicht bleibt. In einem Jahre ist die ganze Geschichte vergessen und kein Cavalier wird Anstand nehmen, die Tochter des Premierministers zu heirathen."

„Ich wette darauf, daß kein Anderer als der freche Page der Kurfürstin unsere Tochter entführt hat."

„Wenn sich Dein Verdacht bestätigt, so soll der Bursche mich kennen lernen."

„Du vergißt, daß er ein Graf Schlieben ist und seine Familie zu den angesehensten im ganzen Lande zählt."

„Das kann mich nicht abhalten, auf seine exemplarische Bestrafung anzutragen."

„Seine Tante ist das Hoffräulein der Frau Kurfürstin, die Vertraute und Freundin ihrer Gebieterin."

„Um so weniger haben wir Grund, ihren Neffen zu schonen. Das Fräulein ist unsere entschiedene Gegnerin

und protegirt den Herrn von Leibnitz, der uns ebenfalls im Wege steht. Es hat nicht viel gefehlt, so hätte er gestern durch eine Betise des Oberceremonienmeisters seine Anstellung am Hofe durchgesetzt und den Kurfürsten für sich eingenommen. Es war ein Glück, daß ich noch, zur rechten Zeit avertirt, dazwischentrat und dem Philosophen einen Riegel vorgeschoben habe."

„Charmant! Ich mag den Pedanten nicht und das Fräulein von Pöllnitz ist mir gar verhaßt."

In diesem Augenblick wurde das Gespräch des würdigen Paares durch den Eintritt eines Bedienten unterbrochen, der mit lauter Stimme die beiden genannten Personen anmeldete.

„Herr von Leibnitz, Fräulein von Pöllnitz?" rief die Gräfin ungläubig. „Er wird wohl falsch gehört haben."

„Excellenz können sich selbst überzeugen!" erwiederte der Lakai.

„Was können sie nur von uns wollen?" fragte der Minister, der nicht minder von dem unerwarteten Besuche überrascht war.

„Der besiegte Feind," erwiederte sie stolz, „kommt gewiß, um die Gnade und Protection des mächtigen Siegers anzuflehen."

„Soll ich sie abweisen lassen?"

„Keineswegs! Wir wollen sie anhören und unseren Triumph genießen."

Auf einen Wink des Grafen entfernte sich der Diener, um die Gemeldeten in den Empfangssalon zu führen, wohin sich der Minister mit seiner Gemahlin ebenfalls durch eine Seitenthüre begab. Während die Damen nach den Regeln der damaligen Etikette und mit genauester Beobachtung der vorgeschriebenen Formen sich begrüßten, auf- und niederknixten, sich embrassirten und dabei sich innerlich verwünschten, tauschten die Herren einige höfliche und ebenso nichtssagende Redensarten aus, die Leibnitz nur mit Widerstreben vorbrachte. Es vergingen mehrere Minuten mit diesen leeren Ceremonien und ehe die Gesellschaft sich auf den vergoldeten Lehnstühlen niederließ, worauf eine feierliche, fast peinliche Stille folgte.

„Und was verschafft uns die Ehre Ihres Besuches?" fragte endlich die Gräfin nach einer Pause.

„Vor Allem der Wunsch, Sie, Frau Gräfin, über das Schicksal Ihrer Tochter, der Baronesse von Anspach, zu beruhigen."

„Ah! Sie kennen also den Aufenthalt des ungerathenen Kindes?"

„Ich kenne ihn und bin auch bereit, Ihnen denselben anzugeben unter der Bedingung, daß Sie ihr verzeihen.“

„Madame!“ versetzte die Gräfin in gereiztem Tone, „ich bin nicht gewohnt, mir Bedingungen vorschreiben zu lassen.“

„Trotzdem,“ erwiederte Fräulein von Pöllnitz mit ausgesuchter Höflichkeit, „werden die Frau Gräfin sich zu einigen Concessionen herbeilassen müssen, da Sie sonst mein Geheimniß nicht erfahren werden.“

„Eh bien! Sprechen Sie und lassen Sie uns Ihre Bedingungen hören,“ entgegnete der minder aufgebrachte Minister.

„Ich weiß nicht nur, daß Ihre Tochter sich in guten Händen befindet, sondern kenne auch ihren Entführer.“

„Vermuthlich einer der vielen Protégé’s des Fräulein von Pöllnitz, ein unbekanntes Genie oder ein noch unbekannterer Parvenu,“ entgegnete die Gräfin, mit einem nur zu verständlichen Seitenblick auf Leibnitz.

„Keines von Beiden,“ erwiederte die Hofdame mit ruhiger Ueberlegenheit, „sondern ein Cavalier, dessen Name und Adel den Vergleich mit den Ersten des Landes nicht zu scheuen hat.“

„Ah! das ist etwas Anderes, obgleich sein Vergehen darum nicht minder strafbar bleibt."

„Damit bin ich vollkommen einverstanden. Auch sieht der junge Mann und die ehrenwerthe Familie desselben das Ihnen zugefügte Unrecht ein und ist zu jeder Satisfaction bereit."

„Ich weiß nicht, von welcher Satisfaction hier die Rede sein kann," schaltete der Minister dazwischen ein.

„Nach meiner Meinung giebt es einen Ausweg, der alle Theile zufriedenstellen muß."

„Und der wäre?"

„Wenn der junge Mann Ihrer Tochter die Hand bietet, um ihre Ehre herzustellen."

„Der Vorschlag ließe sich hören, vorausgesetzt, daß wir es wirklich mit einem ebenbürtigen Cavalier zu thun haben."

„Dafür kann ich mich verbürgen, sowie auch für die Einwilligung der Familie, die mich beauftragt hat, eine derartige Verbindung abzuschließen, wenn die Frau Gräfin mit diesem Vorschlag einverstanden sind."

„Vor Allem müssen wir doch den Namen und den Stand des jungen Herrn wissen."

„Es ist mein Neveu, der Graf Schlieben-Birkenfeld."

„Gegen seinen Namen und seine Familie ließe sich nichts einwenden, desto mehr gegen seine Stellung. Ein Page der Kurfürstin kann doch unmöglich eine passende Partie für die Tochter des Premierministers abgeben."

„Es wird ganz in der Macht und dem Willen Seiner Excellenz stehen, dem jungen, und wie ich weiß, talentvollen Manne eine glänzende Laufbahn zu eröffnen. Auch kann das liebende Paar bei seiner Jugend einige Jahre ohne Schaden warten."

„Ich bin mit diesem Arrangement vollkommen einverstanden," versetzte der geschmeichelte Minister, „wenn meine Gattin nichts dagegen einzuwenden hat."

„Durchaus nicht!" entgegnete die Gräfin hoch erfreut. „Ich bin vielmehr in hohem Grade von diesem Ausgang contentirt und freue mich, das Fräulein von Pöllnitz als unsere Verwandte zu begrüßen."

„Und ich bin nicht minder von Ihrer freundlichen Gesinnung charmirt, indem ich um so mehr hoffen darf, daß Sie auf meine ferneren Wünsche eingehen werden."

„Natürlich! Ein Dienst ist ja des andern werth. Sagen Sie nur, was wir für Sie thun können."

„Zunächst erlaube ich mir, Ihnen meinen Freund, den berühmten Herrn von Leibnitz, zu empfehlen."

„O! Ein Mann von solchen Meriten bedarf der Empfehlung nicht.“

„Sie haben Recht, und Herr von Leibnitz, der so gütig war, mir als Begleiter und Beistand zu dienen, wird Ihnen am Besten selbst sein Anliegen vortragen können.“

„Und ich werde mich glücklich fühlen, wenn ich ihm dienen kann.“

„Ich verlange nichts weiter,“ bemerkte der Philosoph, „als eine unparteiische Prüfung meiner Denkschrift über die von mir vorgeschlagene Societät der Wissenschaften.“

„Und die Ernennung des Herrn von Leibnitz zum Präsidenten derselben,“ fügte Fräulein von Pöllnitz hinzu.

„Darüber hat allein Seine Hoheit der Herr Kurfürst zu bestimmen,“ versetzte der Minister ausweichend.

„Für den jedoch das Gutachten des Herrn Minister und seiner Räthe maßgebend sein dürfte.“

„An mir soll es nicht liegen, vorausgesetzt, daß Herr von Leibnitz keine weiteren Ansprüche macht.“

„Wenn Sie darunter eine politische Stellung verstehen, so kann ich Ihnen die feste Versicherung geben, daß ich daran nicht gedacht habe. Mein Beruf und

meine Neigung beschränken sich auf das stille Gebiet der Wissenschaften und ich habe weder den Wunsch noch das Talent, mich in das Getriebe der Welt und des Hofes zu stürzen. Darauf kann ich Seiner Excellenz das Wort eines ehrlichen Mannes geben."

„Wirklich! Dann bin ich in der That über die Mission des Herrn von Leibnitz schlecht berichtet worden und ich werde mich beeilen, meinen Irrthum wieder gut zu machen. Noch heute hoffe ich Sie als Präsidenten der neu gegründeten Akademie zu begrüßen."

„Und in acht Tagen," bemerkte die Hofdame, „kann die Versprechung des jungen Paares zugleich mit der Verlobung des Herrn Markgrafen von Schwedt und der Prinzessin von Kurland stattfinden."

„Impossible!" rief die Gräfin von Wartenberg. „Dazu wird der Herr Kurfürst nun und nimmermehr seine Einwilligung geben."

„O! wenn Sie ihn darum bitten, wird er nicht widerstehen können."

„Ich werde ihn aber nicht bitten, meine ärgste Feindin glücklich zu machen."

„Und ich habe meinem Neveu nur unter der Bedingung seinen tollen Streich verziehen, wenn Sie der Frau Herzogin vergeben, die übrigens den neulichen

Auftritt bereut und Ihnen stets den Vortritt lassen will.“

„Wenn das der Fall ist, so ist es meine Pflicht, ihr die Hand zur Versöhnung zu bieten. Aber der Herr Kurfürst wird vielleicht dennoch Schwierigkeiten machen.“

„Man braucht ihm ja nur vorzustellen, daß die Verbindung seines Stiefbruders mit einer armen, anspruchslosen Prinzessin dem Staatsinteresse zuträglicher sein dürfte, als mit einem Sproß aus einem mächtigen Fürstenhause, wodurch sein Ehrgeiz geweckt und das Abkommen wegen des väterlichen Testamentes von Neuem in Frage gestellt werden könnte.“

C'est vrai!“ bemerkte der Minister; „Fräulein von Pöllnitz spricht wie eine geborene Diplomatin. Das Staatsinteresse verlangt diese Verbindung, ma chère!“

„Dann bin ich auch damit einverstanden und werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Seiner Hoheit die Sache plausible zu machen. Embrassons nous, mes amis!“

Noch an demselben Tage vollzog der Kurfürst die Stiftungs-Urkunde der neuen Societät, zu deren Präsident Herr von Leibnitz in feierlicher Audienz ernannt wurde, nachdem das Gutachten der Räthe und des

Ministers zu Gunsten seiner Denkschrift einstimmig ausgefallen war.

„Wir sind gewillt,“ sagte der Kurfürst bei dieser Gelegenheit, „daß unseres Geschlechtes, unseres Landes und unserer Kirche Historie aus der neuen Societät ein besonderer Nutzen erwachse und darum die weltliche und kirchliche Geschichte Brandenburgs in keiner Weise versäumt werde. Uebrigens sind wir mit Eurer Denkschrift einverstanden, daß bei dieser Societät, unter andern nützlichen Studien, für Alles gesorgt werden soll, was zur Erhaltung der deutschen Sprache und ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zier der deutschen Nation gereicht, also eine deutschgesinnte Societät der Wissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf unseres Landes Historie gestiftet sei. Auch wollen wir, daß dieselbe es sich lasse angelegen sein, durch nützliche Studien, Wissenschaften und Künste, durch Betrachtung der Werke und Wunder Gottes in der Natur, durch Anmerkung, Beschreibung und Ausübung der Erfindungen, Kunstwerke, Geschäfte und Lehren fördersamst zu excelliren, zu bessern, wohl zu fassen und recht zu gebrauchen, damit der Schatz der bisher vorhandenen, aber zerstreuten menschlichen Erkenntnisse mehr und mehr in Ordnung und in die

Enge gebracht, so wie vermehrt und wohl angewendet werde. Und wir wollen männiglich in unseren Landen, sonderlich Allen, die in unserer Bedienung stehen oder sonst von uns dependiren, zumal Allen, die sich den Studien ergeben, anweisen, nach jeder Gelegenheit den gemeinnützigen Zwecken der Societät möglichst die Hand zu bieten." *)

In feierlicher Sitzung und in Gegenwart der Kurfürstin und des ganzen Hofes, der fremden Gesandten und der Räthe fand die Verlesung der Stiftungsurkunde statt. Leibnitz hatte somit Alles erreicht, was er nur wünschte, und seine hohe Gönnerin war glücklich, den berühmten Mann in ihrer Nähe zu wissen, indem sie mit Recht seinen Gewinn höher schätzte, als die Eroberung einer Provinz. Es war ihr Siegestag; in der Freude ihres Herzens reichte sie dem Grafen Wartenberg und seiner Gattin die Hand zur Versöhnung, während sie den Kurfürsten, dessen Geburtstag mit der Gründung der Berliner Akademie zusammenfiel, einlud, einem zur Feier des doppelten Ereignisses von ihr veranstalteten Feste in Lützelburg beizuwohnen.

Hier wurde unter dem Schmettern der Musik die

---

*) Eigene Worte der Stiftungsurkunde.

zwiefache Verlobung des Markgrafen von Schwedt mit der Prinzessin von Kurland und des Grafen von Schlieben=Birkenfeld mit der Tochter des Ministers bekannt gemacht, nachdem der bisherige Leibpage der Kurfürstin zum Officier der Garde ernannt worden war. Mitten im Festgewühl reichte Fräulein von Pöllnitz dem Philosophen lächelnd ihre Hand, indem sie ihm zu seiner Ernennung Glück wünschte.

„Wahrheit und Aufrichtigkeit," fügte sie scherzend hinzu, „sind in der That die beste Politik. Und die Liebe hat uns beigestanden. Ihr zumeist verdanken wir den Sieg."

„Ich bin stolz, zur Schöpfung dieser Societät beigetragen zu haben, welche dem Staate, der sie besitzen wird, ein so großes geistiges Gewicht verbürgt. Wer kann in die Zukunft sehen? Aber das weiß ich gewiß, daß es fortan nur das Wissen und die Bildung der Völker sein werden, welche diese wahrhaft groß machen!"

Inhalt.